



Red Geller

Schlosstrio Band 12

Jagd nach Peter Ritter

scanned by Ginevra
corrected by AnyBody

Dr. Peter Ritter ein - Verräter von Atomgeheimnissen?

Das war zuviel des Guten. Das konnten Randy, Turbo und Ela nicht glauben. Aber die drei Männer, die Dr. Ritter kurzerhand verhafteten, ließen sich dadurch nicht beirren. Daß es falsche Polizisten waren und die Verhaftung einer Entführung gleichkam, erfuhren die Freunde erst, als es bereits zu spät war.. Da befand sich Randys Vater bereits in den Niederlanden und wurde auf einem Schiff gefangengehalten.

Das Schloß-Trio gab nicht auf. Zusammen mit Alfred jagten die drei Verschworenen die Kidnapper in den Grachten von Amsterdam. Doch die verschlungenen Kanäle drohten mehr als einmal zu einer mörderischen Falle zu werden...

ISBN 3-8144-1712-7

© 1989 by Pelikan AG • D 3000 Hannover 1

Umschlaggestaltung: strat + kon, Hamburg

Innen-Illustrationen: Solveig Ullrich

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Inhalt

1. Verhaftet	3
2. Wo ist Dr. Ritter?	23
3. Eine heiße Spur	36
4. Gefährliches Amsterdam.....	53
5. Jagd auf Leben und Tod	75
6. Gamals Verhör	97
7. Ein schlimmer Plan	110
8. Bitteres Erwachen.....	121
9. Die Befreiung	129

1. Verhaftet

Bis zum Mittag war alles normal verlaufen.

Wie immer mußte man viel zu früh aufstehen, duschen, frühstücken. Ein jeder brummte wie immer morgens vor sich hin, dann kam die Fahrt zur Schule, die Stunden dort runterreißen... wenn auch diesmal mit einem anderen Gefühl, denn es war Freitag.

Da fuhr man nach der Schule um so schneller nach Hause. Vor allen Dingen wenn die Sonne schien. Endlich war es Frühling geworden, und überall blühte und grünte es. Auch im Garten des wuchtigen schloßartigen Gebäudes, das in den wilden Rheinauen stand und von der Familie Ritter bewohnt wurde, steckten schon die Krokusse ihre Köpfe aus dem Boden.

Zur Familie gehörte Sohn Randy, der auf den letzten Metern seine beiden Mitfahrer Turbo und Ela überholt und so als erster den Platz vor dem Haus erreicht hatte, wo die alten Bäume standen. In heißen Sommern ließ es sich dort gut im kühlen Schatten sitzen. Wie gesagt - alles lief normal.

Randy hielt, aber statt aus dem Sattel zu steigen, stützte er sich mit einer Hand an einem tiefhängenden Ast ab. So wartete er auf die beiden Freunde, die sich Zeit ließen.

Turbo stieg gemächlich vom Rad. Ela, sie hatte heute ihren Pferdeschwanz mit zahlreichen bunten Spangen dekoriert, radelte als letzte heran. „Okay, Randy, du weißt Bescheid. Komme ich in Mathe nicht zurecht, rufe ich an!“

Randy lachte Ela an. „Wann bist du eigentlich schon in Mathe zurechtgekommen.“

Sie zog einen Flunsch. „Öfter.“

„Ja, im ersten Schuljahr.“

„Wann soll ich lachen?“

„Nach dem Abi“, mischte sich Turbo grinsend ein. Er und Ela

gingen in dieselbe Klasse, im Gegensatz zu Randy, der schon eine höher war.

„Das schafft sie nicht.“

Ela drohte den beiden Freunden mit der Faust. „Meine Rache wird schrecklich sein!“



„Wir zittern jetzt schon!“

Randys Antwort bekam Ela nicht mehr mit. Sie war bereits weitergefahren und hatte den schmalen Weg erreicht, der, parallel zu der breiten Rheinuferstraße, in das Wohngebiet führte, wo die Schröders ihr kleines Haus gebaut hatten.

Eben ein normaler Tag...

Das dachten Randy und Turbo auch, als sie neben ihren Rädern standen und die Drahtesel auf den Eingang des Schlosses zuschoben. „Willst du die Hausaufgaben heute machen?“ fragte Turbo.

„Weiß ich noch nicht.“

„Ich wollte eigentlich noch am Computer...“

„Hör auf. Das hatte ich heute in der Schule. Immer vor dem Schirm hocken. Ich kriege allmählich viereckige Augen.“

„Davon ist das?“

„Wie meinst du das denn?“

„Ich dachte eher, das kommt von der Glotze.“

Turbo hatte sich wirklich gut eingelebt. Er war Randys Brieffreund gewesen, stammte aus Japan und war gewissermaßen elternlos. Nach einem Besuch bei den Ritters war er einfach geblieben, da er nicht mehr gewußt hatte, wo er hingehen sollte. Als einzige Erinnerung an seine Eltern besaß Turbo ein altes Samurai-Schwert, das er hütete wie einen Schatz.

„Also mit der Glotze, da...“ Randy hielt mitten im Satz inne. Plötzlich war der Arm da und auch die Hand, die blitzschnell seinen Hals umklammerte.

Es war ein Griff, der ihm die Luft raubte. Randy war völlig überrascht worden, und auch Turbo konnte im ersten Schreck nichts tun. Der Kerl wuchs vor ihnen hoch wie ein Baum. Er sprach mit einer nuschelnden Stimme. Seine Worte bestanden fast nur aus Zischlauten.

„Wenn du nur einen Laut von dir gibst, bekommt ihr beide einen wahnsinnigen Ärger!“

Randy nickte mühsam und spürte dann, wie der Druck etwas nachließ. Er probierte ein zweites Nicken, der Druck der Hand verschwand, aber nicht der Kerl, der sich vor ihm aufgebaut hatte und ihm vorkam, als wollte er in seiner Breite einem

Kleiderschrank gleichkommen. Er trug einen braunen Anzug, ein blaßgelbes Hemd und eine gestreifte Krawatte. In seinem Gesicht fiel besonders die Nase auf. Sie war außergewöhnlich klein für einen Mann und nach oben gebogen. Aus den Nasenlöchern wuchsen kleine Härchen.

Randy hatte den Typ noch nie zuvor gesehen. Instinktiv jedoch fürchtete er sich vor ihm. Der machte nicht den Eindruck, als würde er irgendwelchen Spaß verstehen.

Das Haar hatte der Mann wie Turbo zur Bürste geschnitten. Mit der Handfläche strich er jetzt über die Spitzen, dabei grinste er die Jungen an. Randy schluckte. Er dachte sofort an einen Überfall. Es wäre nicht der erste gewesen, da hatten die Ritters schon üble Erfahrungen gesammelt. Allmählich beruhigte sich sein Herzschlag. „Was... was wollen Sie überhaupt von uns?"

„Nichts."

Turbo lachte. „Das ist wirklich wenig."

„Hör zu, Kleiner. Nicht frech werden. Ich will nur, daß ihr hier keinen Wirbel macht."

„Wir wollen auch nur ins Haus. Das dürfen wir doch - oder? Schließlich wohnen wir hier."

Der Fremde starrte Randy an. „Ja, ihr könnt gehen, aber ich bin dabei!"

„Was Sie machen ist Hausfriedensbruch, Nötigung und..."

„Ach Kleiner." Der Kerl mit der kleinen Nase streckte den Arm aus und tätschelte Randys Wange. „Sei doch nicht so voreilig. Es geht alles rechtens zu."

„Sie sprechen wie ein Polizist", meldete sich Turbo.

„Vielleicht bin ich einer."

Turbo verzog die Lippen. „So wie Sie stelle ich mir wirklich keinen Polizisten vor."

„Das meine ich auch", stand Randy ihm bei. „Ich glaube nicht, daß Sie Polizist sind."

Der Mann schüttelte unwillig den Kopf. „Stellt eure Räder hin und dann ab ins Haus.“

„Ja, ja schon gut.“ Die Jungen taten, was ihnen der Kerl gesagt hatte. Als sie sich umdrehten, konnten sie erkennen, daß sich unter der linken Jackenseite des angeblichen Polizisten ein klobiger Gegenstand befand. Das konnte durchaus eine Pistole oder ein Revolver sein.

„Fertig?“

Randy drehte sich um. Er mochte es nicht, daß sich der Typ in seinem Rücken befand.

„Immer.“

„Dann geht vor.“

„Benehmen sich Polizisten immer so?“ fragte Turbo. Er hatte sich dabei an seinen Freund gewandt. „Bisher sind wir immer gut mit ihnen ausgekommen. Wenn ich mir aber den anschau, dann weiß ich, warum man die Polizisten auch Bullen nennt.“

„Halt ja dein freches Maul, du kleiner Mistkerl.“

„Selbst einer.“ Turbo ließ sich nicht so schnell einschüchtern.

Randy hatte den Mund gehalten. Ihm gefiel die ganze Sache nicht. Er spürte Gänsehaut auf seinem Rücken und hatte das Gefühl, in irgend etwas hineinzuschlittern, das ihm leicht über den Kopf wachsen konnte. Dieser angebliche Polizist machte tatsächlich einen gefährlichen Eindruck. Jedenfalls traute ihm Randy nicht.

Auch fürchtete er sich davor, das Haus zu betreten. Er konnte sich ausrechnen, daß der Mann nicht allein gekommen war. Hier war einiges faul, das stank schon. Möglicherweise hing das Auftauchen des Kerls auch mit Randys Vater zusammen. Dr. Ritter war ein bekannter Wissenschaftler und zudem Geheimsträger des Staates. Sogar für den bundesdeutschen Nachrichtendienst hatte er schon gearbeitet.

„Schläfst du ein?“ fragte der Mann.

Randy hob die Schultern. „Nach den langen Schulstunden kein Wunder.“ Er wollte erst mal klingeln, aber da umklammerte schon die Pranke des Mannes sein Gelenk, kaum daß er den Arm gehoben hatte.

„Nein, mein Freund, so geht das nicht. Immer mit der Ruhe und nicht, als wärst du ein Fremder.“

„Ist schon klar.“

Randy öffnete die schwere Eingangstür. Dahinter lag die Halle, mit den wuchtigen Sitzmöbeln, dem breiten Kamin, den hohen Fenstern, dem Steinfußboden und...

Dicht hinter der Schwelle blieb Randy stehen. Er sah nur seinen Vater, obwohl sich auch andere Personen in der Halle aufhielten. Dr. Peter Ritter saß in einem der Sessel. Wie anklagend hatte er beide Hände vorgestreckt, nur konnte er sie nicht mehr frei bewegen, da seine Gelenke von zwei eisernen Handschellen umklammert wurden...

Randy hörte ein rauhes Lachen hinter sich, dann Turbos leises Aufstöhnen. Der Junge selbst fühlte sich, als hätte ihm jemand auf den Kopf geschlagen. Er zwinkerte, schluckte, wollte etwas sagen, aber seine Kehle war wie zugeschnürt. Hinter der Stirn wirbelten die Gedanken. Der Typ im braunen Anzug hatte angedeutet, von der Polizei zu sein. Sein Vater saß mit Handschellen gefesselt in seinem eigenen Haus. Er war also tatsächlich verhaftet worden - oder nicht?

Ein zweiter Mann stand neben Dr. Ritter. Er war kleiner als der mit der komischen Nase und elegant gekleidet; dunkelgraues Tuch, ein weißes Hemd. Aber er hatte ein verdammtes Rattengesicht mit kleinen, tückischen, dunklen Augen, die unnatürlich glänzten, als hätte er Fieber. Der Mann nickte Randy zu.

„Du bist der Sohn, nicht?“

Randy ging auf die Frage nicht ein. „Vati!“ rief er. „Was ist los? Was haben Sie mit dir gemacht, die...“

„Verhaftet!" erklärte der Elegante. „Wir haben deinen Vater verhaftet, Junge."

„Sie sind verrückt!"

Rattengesicht lächelte. „Sag das nicht noch mal, sonst werden wir dich auch mitnehmen."

„Sie haben kein Recht..."

„Tatsächlich nicht?" Der Mann blieb eiskalt. „Wir sind von der Abwehr. Du weißt, was das bedeutet?"

Randy nickte. „MAD...?"

„Vielleicht."

„Spionage, Landesverrat- nicht?"

„Alles richtig."

Randy schaute seinen Vater an. Für ihn brach eine Welt zusammen. Sein Vater ein Spion? Das wollte ihm nicht in den Kopf.

Sein Vater schaute nicht zur Seite. Er nickte nicht, er bewegte auch nicht seinen Mund, nur die braunen Augen gaben eine Antwort, die allein Randy verstand.

Dieser Blick sagte alles. Vater und Sohn verstanden sich auch ohne Worte.

Junge, ich bin unschuldig.

Um Randys Mundwinkel zuckte es, da hörte er Turbo fragen:
„Was soll Dr. Ritter denn getan haben?"

„Kannst du dir das nicht denken?"

„Nein."

„Verrat!" Rattengesicht spie das Wort förmlich heraus. „Er hat sein Land verraten."

„Das glaube ich nicht!" schrie Randy. „Sie sind..."

„Bitte, Junge, sei ruhig!" Dr. Ritter griff ein. Er hatte gesehen, daß sich Randy auf den Kerl hatte stürzen wollen. „Ich möchte nicht, daß du irgendeinen unüberlegten Schritt tust. Das hier hat

schon alles seine Richtigkeit."

Randy überfiel ein Zittern. „Was hat das, Vati? Seine Richtigkeit? Du gibst zu, daß du ein Verräter bist?"

„Es wird sich alles aufklären, mein Junge. Die deutsche Polizei ist sehr gründlich." Er sagte es mit einem bestimmten Unterton in der Stimme, den Randy sehr wohl verstand, und dann erinnerte er sich an den Blick, den er vorhin mit seinem Vater getauscht hatte. Er vertraute ihm völlig. Randy schaute kurz über seine Schulter zurück.

Hinter ihm stand der Kerl im braunen Anzug. Er hatte sich direkt neben Turbo aufgebaut. Der Junge aus Japan, der eigentlich Toshikiara hieß, aber den Namen konnte sich keiner merken, war kreidebleich geworden und schien mit sich und der Welt überhaupt nicht mehr zufrieden zu sein.

Da erging es ihm wie Randy. Er wußte ebenfalls nicht, wo er ansetzen sollte, und er dachte plötzlich an seine Mutter. Marion Ritter war nicht in der Halle. Wenn die Jungen aus der Schule kamen, war sie immer im Haus, nie weg, da sie sich um das Mittagessen kümmerte. Wo steckte sie?

Dr. Ritter hatte die Gedanken seines Sohnes erraten. „Keine Sorge, Randy, Mutti ist im Haus."

Dem Jungen fiel ein Stein vom Herzen. „Und wo?"

„Im Labor."

„Auch das noch!" Randy erschrak. Er merkte, daß er bleich wurde. Das Labor war eigentlich geheim, ebenso wie die Arbeiten von Dr. Ritter. Es hatte Zeiten gegeben, da hatte es Randy nicht einmal betreten dürfen. Nun befand sich seine Mutter in diesen Räumen?

„Sie ist nicht allein, Junge. Ein Beamter ist bei ihr."

„Was machen sie dort?"

„Beweise sammeln!" erklärte Rattengesicht. „Ja, wir sammeln gegen deinen Vater die Beweise!"

„Er ist kein Verräter!" schrie Randy.

Der Kerl lachte. „Das zu beurteilen, mußt du schon uns überlassen. Wir sind vom Fach, wir kennen uns aus. Was bin ich dir denn Erklärungen schuldig?"

„Sie sind hier eingedrungen."

„Wir haben einen Durchsuchungsbefehl. In Deutschland, Junge, hat alles seine Richtigkeit."

„Ich glaube Ihnen trotzdem nicht. Nie würde mein Vater sein Land verraten."

„Mich interessiert es einen Dreck, was du glaubst oder nicht! Die Tatsachen sprechen dagegen. Und jetzt halte deinen vorlauten Mund."

„Nein, nicht in diesem Haus. Ich will wissen, was Sie mit meinem Vater vorhaben."

„Wir haben ihn soeben verhaftet."

Randy holte tief Luft, weil er sich vor der nächsten Frage eigentlich fürchtete. „Und was geschieht weiter?"

„Wir nehmen ihn mit."

„Wohin?"

„Das werden wir einem Rotzlöffel wie du es bist, nicht unter die Nase reiben!"

„Danke, Bulle."

Das Rattengesicht lachte nur. „Damit du Bescheid weißt, wir werden deinen Vater verhören."

„Das habe ich mir gedacht, ich..." Randy sprach nicht mehr weiter, da sich Schritte näherten. Von der großen Halle zweigten einige Türen ab. Sie waren geschlossen, doch jetzt wurde eine von ihnen geöffnet, und die Person erschien, die Randy schon vermißt hatte.

Es war Marion Ritter, seine Mutter. Die blondhaarige Frau hatte verweinte Augen. Sie war auch nicht allein. In ihrer

Begleitung befand sich ein hochgewachsener Mann mit eisgrauen Haaren und einer etwas dunklen Haut, was auf einen Südländer schließen ließ. Er lächelte, indem er seine fleischigen Lippen verzog, und hielt einen roten Schnellhefter hoch, den er in seiner rechten Hand trug.

„Hier sind die Unterlagen. Alles ist von mir sichergestellt worden.“

Rattengesicht nickte. „Gab es Ärger?“

„Kaum. Ich habe Frau Ritter überzeugend erklären können, daß es besser ist, wenn man tut, was ich sage.“

In Randy stieg die Wut hoch. Er hatte deutlich den Spott aus den Worten herausgehört. Jetzt erst schien dem Grauhaarigen aufzufallen, daß noch mehr Personen in der Halle standen. „Ah, da sind die beiden Jungen ja. Wie schön, euch zu sehen.“

„Aber nicht für uns“, sagte Randy.

„Hat der immer so eine große Klappe?“

Das Rattengesicht nickte. „Ja, er ist etwas renitent.“

„Das liegt in der Familie“, kommentierte der Grauhaarige lässig und auch überheblich, bevor er sich an Marion Ritter wandte. „Wie Sie selbst gesehen haben, Frau Ritter, sind wir fündig geworden, was die Aktivitäten Ihres Mannes angeht.“ Er hob die Schultern. Es sollte bedauernd aussehen, was es jedoch nicht war.

„Ich glaube Ihnen trotzdem nicht!“ erklärte Frau Ritter. Ihre Stimme klang trotzig.

„Das bleibt Ihnen überlassen. Wir jedenfalls werden Ihren Mann mitnehmen müssen.“

„Und weiter?“

„Was weiter?“

„Wann sehen wir ihn wieder?“

„Das dürfen Sie uns nicht fragen. Wir sind nur Rädchen im

Getriebe einer gewaltigen Maschinerie."

„An wen kann ich mich wenden?"

Der Grauhaarige lächelte eisig. „Sie werden noch früh genug Bescheid bekommen."

Frau Ritter ging auf ihren Mann zu, um ihn zu umarmen. Randy war es heiß in der Kehle hochgestiegen. Er hatte nur Augen für seine Eltern, im Gegensatz zu Turbo, der zwar auch geschockt war, sich jedoch mehr auf die Männer konzentrierte. So entgingen ihm nicht die vielsagenden Blicke, die diese sich zuwiesen. Es waren nur kurze Blicke, schwer zu deuten, doch ein gewisser Triumph, es geschafft zu haben, lag unverkennbar darin.

Randy wollte ebenfalls zu seinen Eltern gehen, als er die Hand auf seiner Schulter spürte. Der Kerl im braunen Anzug war dicht an ihn herangetreten. Randy roch dessen Schweiß, vermischt mit einer leichten Knoblauch-Ausdünstung.

„Bleib hier, Kleiner."

„Warum?" fragte Randy erstickt. „Ich kann zu meinem Vater..."

„Deine Mutter reicht aus."

Der Grauhaarige wollte ebenfalls nicht mehr länger warten. Er tippte Marion Ritter auf die Schulter. „Wie gesagt, wir hören voneinander. Ihr Mann muß von uns vernommen werden, damit wir die Beweise zementieren können."

Frau Ritter richtete sich auf. Mit einem Finger wischte sie sich die Tränen aus den Augen. „Sie können sagen, was Sie wollen. Ich glaube Ihnen trotzdem nicht."

„Das ist Ihr Problem."

Das Rattengesicht hatte seine Hände auf Dr. Ritters Schultern gelegt. Ein Zeichen, daß der Wissenschaftler sich erheben sollte. Mit einem Schwung war Peter Ritter aus dem Sessel. „Kann ich noch irgend etwas mitnehmen?" fragte er mit tonloser Stimme.

Jetzt erst sah Randy deutlich, wie blaß sein Vater war.

„Nein“, antwortete der Grauhaarige. „Wenn etwas benötigt wird oder wenn Sie etwas brauchen, werden wir es holen. Ansonsten ist alles in Ordnung.“

„Nicht für mich.“

„Das ist Ihr Problem.“

Dr. Ritter ging auf die beiden Jungen zu. „Macht euch nicht zu viele Sorgen. Ich komme schon frei. Heute abend sieht alles ganz anders aus. Es kostet mich nur zwei Anrufe, und die Sache ist vorbei.“

„Das kannst du doch jetzt machen, Vati.“

„Es ist verboten!“ erklärte der Grauhaarige. Er war so etwas wie der Boß dieser Männer.

„Stimmt das?“

„Sie haben es gesagt.“ Dr. Ritter zuckte mit den Schultern. „Ganz rechtens ist es meiner Meinung nach auch nicht. Aber wir werden sehen, wie alles weiterläuft. Ich habe das Gefühl, als würdet ihr euch mehr Sorgen machen als ich.“

„Das kann man wohl sagen.“

„Sie bleiben hier in der Halle!“ bestimmte das Rattengesicht. „Wie gesagt, wenn irgend etwas ist, hören wir telefonisch voneinander.“

Dann gingen sie. Wie einen Verbrecher schoben sie Dr. Ritter vor sich her.

Hilflos vor Wut blieben Marion Ritter und die beiden Jungen zurück. Der Kerl im braunen Anzug öffnete die Tür. Helles Licht flutete in die Halle. Dr. Ritter drehte sich noch einmal um. Sein Blick, den er zurückwarf, hatte etwas Beschwörendes an sich. Er bewegte plötzlich die Lippen und formulierte lautlos einen Namen.

Der Mann im braunen Anzug zog Dr. Ritter weiter über die Schwelle. Er war es auch, der die Tür schloß.

Zurück blieben Marion Ritter, Randy und Turbo, die sich hilflos anschauten und nicht wußten, was sie sagen sollten. Frau Ritter wankte zu einem Sessel und ließ sich hineinfallen. Mit der Faust schlug sie einige Male vor ihre Stirn. „Ich verstehe es nicht. Es ist mir einfach zu hoch. Ich kann es nicht glauben.“

Randy ging zu ihr, während sich Turbo an das Fenster gestellt hatte, um hinauszuschauen.

„Die fahren einen dunklen Mercedes“, meldete er.

„Kannst du die Nummer erkennen?“

„Nein, Randy.“

„Dein Vater ist kein Verräter“, erklärte Marion Ritter und tastete nach der Hand ihres Sohnes. „Ich bin fest davon überzeugt, daß sich alles als Irrtum herausstellen wird.“

„Waren die Leute denn echt?“

„Wie meinst du das?“

Randy hob die Schultern. „Irgendwie kamen sie mir komisch vor. Die sahen mir nicht aus wie Polizisten.“

„Ach, Junge. Die Polizisten, die wir kennen, sind auch anders, das kannst du mir glauben. Aber die Typen vom Geheimdienst haben eben ihre eigenen Methoden.“

„Das habe ich gemerkt.“ Randy schaute Turbo entgegen, der auf sie zuschlenderte und einen ziemlich nachdenklichen Eindruck machte. Er hatte den Blick dabei gesenkt, als wollte er den glatten Steinboden absuchen.

„Was ist mit Alfred?“ erkundigte sich Randy. „Er hätte hier sein müssen.“

Marion Ritter schaute auf. „Ja, du hast recht.“

„War er nicht im Haus?“

„Nein, er wollte sich im Garten umsehen und etwas reparieren. Jedenfalls sagte er mir das heute morgen. Ich habe auch nicht weiter gefragt.“

Alfred war ein besonderer Fall und ein sehr außergewöhnlicher Mensch. Es gab eigentlich nichts, was er nicht konnte. Er hatte früher als Stuntman beim Film gearbeitet und war damals auch für die Spezial-Effekte in den Action-Streifen verantwortlich gewesen. Aus dieser Zeit stammten noch einige der Überraschungen, die er in einem separaten Kellerraum des Schlosses unter Verschluß hielt. Darüber hinaus beherrschte Alfred einige Kampfsportarten, konnte mit Waffen umgehen und gehörte trotzdem zu den friedliebendsten Menschen, die Randy je kennengelernt hatte.

Alfred lebte bei den Ritters. Offiziell war er als Diener eingestellt worden. Das Wort konnte man dehnen wie Kaugummi. Leibwächter für Dr. Ritter hätte eher zugetroffen. Jedenfalls wußte Randy bis heute nicht, woher Alfred sein Gehalt bekam.

Zu Randy und Turbo hatte er ein tolles, freundschaftliches Verhältnis, sie verstanden sich blendend. Nicht zuletzt interessierte er sich auch für Turbos Computer. Alfred und der japanische Junge hockten oft lange beieinander und tüftelten neue Programme aus.

„Daß er nichts gemerkt hat?“ wunderte sich Turbo. „Das ist sonst nicht seine Art.“

Randy nickte. „Finde ich auch.“

Marion Ritter erhob sich. „Jetzt, wo ihr es sagt, habe ich ebenfalls das Gefühl, daß etwas nicht stimmt.“ Sie schaute sich in der Halle um, als könnte sie Alfred irgendwo entdecken.

„Wo war er, sagten Sie, Frau Ritter?“

„Im Garten, Turbo.“

„Dann schaue ich mal nach.“ Ohne eine Antwort abzuwarten, verließ Turbo die Halle.

„Tja“, sagte Marion Ritter und sah ihren Sohn an. „Da hat man deinen Vater also verhaftet, Junge.“

„Zu Unrecht, Mutti, zu Unrecht. Vati hat keine Geheimnisse verraten. Der ist bestimmt reingelegt worden.“

„Meinst du?“

„Klar.“ Randy ballte die Hände zu Fäusten. „Ich habe das Gefühl, daß hier ein schmutziges Spiel läuft. Es will mir nicht in den Kopf, daß Vati so etwas getan haben soll.“

„Mir ja auch nicht.“

„Und hast du gesehen, wie er beim Hinausgehen noch seinen Mund bewegt hat. Er wollte uns etwas sagen, hat sich aber nicht getraut, den Namen oder das Wort laut auszusprechen.“

„Wie kommst du auf Namen?“

„Fiel mir nur ein.“

Sie nickte nachdenklich und ging auf den Kamin zu. „Ja, das habe ich auch gesehen, doch ich war einfach zu geschockt und stand unter einem zu großen Druck, um darauf besser achten zu können. Er machte das nicht ohne Grund, er hat sich bestimmt etwas dabei gedacht.“

„Und wie.“

Wieder fiel Licht in die Halle, als Turbo die Tür öffnete. Er blieb dicht hinter der Schwelle stehen und zuckte ratlos mit den Schultern. „Es tut mir leid, aber ich habe ihn nicht gesehen.“

„Ist Alfred nicht im Garten?“

„Nein, Frau Ritter.“

„Hast du denn den Wagen entdeckt?“

„Ja, der Mercedes steht noch in der Garage. Weggefahren ist er nicht. Komisch.“ Turbo schloß die Tür und kam zu den anderen in der Halle.

Randy nickte. „Das ist sogar mehr als komisch. Ich glaube, man hat uns reingelegt.“

„Nein, Randy, die waren schon echt.“

„Aber Mutti, du bist kein Fachmann.“

„Das will ich auch nicht sein. Ich weiß nur, daß dein Vater nichts verraten hat.“

„Was hätte er denn verraten können?“



Frau Ritter zuckte mit den Achseln. „Einiges, wirklich. Er arbeitet oft genug an geheimen Projekten. Dein Vater ist zwar ein unabhängiger Wissenschaftler, jedoch eng mit dem Staat und auch der Industrie viel zu verknüpft.“

„Und auch Agent, wie?“

„Nicht direkt, Turbo. Das wollen wir mal schnell wieder vergessen. Jedenfalls ist seine Arbeit außergewöhnlich und für fremde Mächte leider interessant.“

„Bieten solche Leute nicht auch viel Geld, wenn es um den Verrat von Geheimnissen geht?“

„Das stimmt.“

„Hat man Vati denn Geld angeboten?“ hakte Randy nach.

„Das ist früher passiert. In letzter Zeit nicht mehr. Jedenfalls hat er mit mir darüber nie gesprochen. Es ging damals allerdings um sehr hohe Summen, das stimmt schon.“

„Wir können nichts tun!“ stellte Randy fest. Er blickte Turbo an. „Oder was meinst du?“

Der Junge lächelte. „Ich weiß nicht so recht. Gibt es bei euch nicht das Sprichwort vom Vogel Strauß?“

„Ach so, ja. Du meinst, den Kopf in den Sand stecken und so weiter.“

„Ja.“

„Das haben wir noch nie getan, da hast du recht.“

Frau Ritter hatte der Unterhaltung zugehört. „Untersteht euch, Kinder. Ihr werdet nichts tun. Ihr haltet euch ebenso heraus wie ich.“

„Und wenn Vati nun reingelegt worden ist?“

„Wird es sich aufklären, Randy!“ Marion Ritter hatte die Antwort zwar rasch gegeben, nur schien sie selbst nicht so recht davon überzeugt zu sein. Ihre Stimme hatte belegt geklungen.

„Ich kann daran nicht glauben, Mutti. Bestimmt hat Vati an irgendwelchen geheimen Dingen gearbeitet. Ich habe ihn erst gestern danach gefragt. Da hat er mich angeschaut und etwas gelächelt, danach meinte er: Manchmal, Randy, habe ich das Gefühl, als würde Einsteins Weltbild zusammenbrechen. Einige Kollegen und ich sind da einer Sache auf die Spur gekommen, die so revolutionär ist, daß sich einiges verändern kann.“

„Na und!“ sagte Turbo. „Hast du nicht weitergefragt?“

„Klar, nur keine Antwort bekommen. Du kennst doch meinen Vater. Wenn der nichts sagen will, schweigt er wie eine Auster.“

Wie auf Stichwort erinnerte sich Turbo plötzlich an etwas.

„Habt ihr auch gesehen, wie Dr. Ritter seinen Mund bewegte, als er abgeführt wurde? Ich glaube, er hatte uns noch etwas sagen wollen.“

„Ja, ja!“ rief Randy hektisch. „Das haben meine Mutter und ich auch gemeint.“

„Was war es denn?“

Randy seufzte hörbar. „Wir haben lange überlegt, sind aber nicht darauf gekommen.“

Turbo schabte über seine Haare und kämmte die Spitzen entgegengesetzt. „Wenn ich das alles wüßte, ging es mir besser. Dabei habe ich genau hingeschaut.“

Randy rüttelte ihn durch. „Los, denke nach.“

„Das ist schwer.“

„Sind die Gehirnwindungen eingefroren?“

„So ungefähr.“

Auch Frau Ritter schaute Turbo an. Der stand starr wie eine Säule mitten in der Halle. Er bewegte nur den Mund. Es sah so aus, als wollte er die Lippenbewegungen von Dr. Ritter genau nachvollziehen. „Ha?“ rief er plötzlich. „Ich habe es!“

„Und?“ Randy war aus dem Häuschen. „Rede schon.“

„Hartmann!“ stieß Turbo hervor. „Ja, dein Vater hat uns den Namen Hartmann sagen wollen.“

Randy holte durch die Nase tief Luft und ging einen Schritt zurück. Dann nickte er. „Hartmann also“, flüsterte er. „Und du bist dir ganz sicher, daß es dieser Name war?“

„Ja.“

Randy drehte sich zu seiner Mutter um und hörte, wie sie sagte: „Dann hat er ein Wort ausgelassen, denn wir alle kennen doch nur einen Kommissar Hartmann.“

„Genau, Mutti.“

Kommissar Hartmann war ein Freund der Familie. Er

arbeitete bei der Düsseldorfer Kripo und kümmerte sich meist um recht verzwickte Fälle. Einige Male hatte er auch den Jungen schon aus der Patsche geholfen, denn Randy, Turbo und Ela gemeinsam bildeten sie das Schloß-Trio - hatten die fatale Eigenschaft, stets in gefährliche Abenteuer hineinzustolpern.

Randy hatte den rechten Zeigefinger ausgestreckt und fuchtelte vor den Augen seiner Mutter hin und her. „Eines will ich dir sagen, Mutti. Wenn Vati das tatsächlich gesagt hat, stimmt an dieser Verhaftung eine ganze Menge nicht.“

„Ich rufe ihn an.“

So schnell hatten Randy und Turbo Frau Ritter noch nie zum Telefon rennen sehen. Die Nummer ihres Freundes Hartmann kannte sie auswendig, bekam auch eine Verbindung, mußte dann aber leider warten, weil der Kommissar sich nicht an seinem Platz befand und erst gesucht werden mußte. Nervös trommelte sie mit den Fingerspitzen auf den kleinen Tisch, dann endlich meldete er sich.

Aus ihrem Mund sprudelten die Worte hervor wie ein Wasserfall. Sie redete schnell, fast ohne Pause, wurde hin und wieder durch Gegenfragen unterbrochen, gab dann Erklärungen, bewegte sich beim Reden und nickte auch.

Schließlich legte sie auf, holte einige Male tief Luft und fuhr sich über ihr hochrot gewordenes Gesicht.

„Was hast du erfahren, Mutti?“

Frau Ritter strich sich die Haare aus der Stirn. „Ich kann nichts sagen. Herr Hartmann meinte, daß er sich um die Sache kümmern will. Es ist ihm ebenfalls unverständlich, daß man Vater verhaftet hat. Das will ihm einfach nicht in den Kopf.“

„Dann glaubt er auch an Vatis Unschuld?“

„Na klar.“

„Das habe ich mir gedacht.“ Randy ballte die rechte Hand zur Faust und streckte seinen Arm vor. „Wenn ihr mich fragt, dann

sind wir alle reingelegt worden."

„Von wem denn?" fragte Turbo.

„Keine Ahnung. Zumindest gehören die drei Typen zu dieser Bande oder was weiß ich."

„Die Ausweise waren echt, Randy", gab Frau Ritter zu bedenken.

„Hast du schon so viele gesehen, Mutti?"

„Das nicht gerade."

„Dann waren sie wohl gut gefälscht, und..." Randy stockte mitten im Satz, denn abermals wurde die Eingangstür aufgestoßen.

Über die Schwelle stolperte eine Gestalt ins Haus, die sich nur mühsam auf den Beinen halten konnte.

Es war Alfred!

2. Wo ist Dr. Ritter?

Der gute Geist des Hauses, wie er oft genannt wurde, war schwer angeschlagen. Alfred taumelte zwei Schritte in die Halle, bevor er sich an der linken Seite gegen die Wand lehnte, weil ihn die Beine nicht mehr tragen wollten.

Er sah schlimm aus.

Aus dem dunklen Haar rannen zwei Blutfäden, die ein makabres Muster in seinem Gesicht hinterlassen hatten und sogar bis hinab zum Kinn gelaufen waren. Alfreds Gesicht war weiß wie ein Tischtuch. Auf seiner Stirn lag der kalte Schweiß in dicken Perlen. Sein Blick flackerte, der Mund zuckte, hin und wieder drang ein Stöhnen über seine Lippen.

Randy und Turbo liefen zu ihm, stützten ihn und schafften ihn so zu einem der Sessel. Frau Ritter holte inzwischen ein Glas frisches Wasser aus der Küche.

Alfred flüsterte Worte, die niemand verstand. Es hörte sich jedoch an, als wäre er mit sich selbst unzufrieden. Randy hatte seiner Mutter das Glas abgenommen und hielt es Alfred hin.
„Da, trink.“

„Danke.“ Er mußte es mit zwei Händen umfassen und leerte das Gefäß mit kleinen Schlucken. Dabei schaute er über den Glasrand hinweg in drei gespannte und sorgenvolle Gesichter. Turbo nahm ihm das leere Glas aus der Hand, er hörte Alfred stöhnen und sah, wie er die Hand hob und zwei Finger in sein dichtes, dunkles Haar schob, wo sich die Wunde befand.

Der Oberlippenbart zuckte, als er stockend zu sprechen anfing. „Die... die Burschen haben mich erwischt, Freunde.“

„Wo denn?“

„Im Garten. Ich... ich habe nur einen gesehen, die beiden anderen nicht. Sie hielten sich versteckt und gaben mir es dann. Ich sah plötzlich Sterne, wurde bewußtlos, und als ich erwachte,

fand ich mich im Gartenhaus wieder, wo die ganzen Geräte stehen. Ich mußte mich erst befreien, die Typen hatten abgeschlossen. Deshalb hat es so lange gedauert. Tut mir leid..."

„Das braucht dir nicht leid zu tun, Alfred. Hauptsache, du bist wieder auf den Beinen.“



„Aber wie, Frau Ritter.“

„Es spielt keine Rolle.“

„Okay, nicht für mich, was ist geschehen?“

„Sie haben Vati verhaftet!“

Alfred stierte Randy an, als hätte er ihn nicht richtig verstanden. „Sag das noch mal.“

„Ja, sie haben Vati verhaftet. Das waren Kerle vom Geheimdienst oder so.“

Trotz seiner Verletzung mußte Alfred lachen. „Nein!“ rief er,

„das ist nicht möglich. Um Himmels willen, so etwas könnt ihr nicht glauben. Sie sind keine...“

„Was sind sie dann?“ rief Frau Ritter.

„Ich weiß es nicht. Wir können uns auf den Begriff Verbrecher einigen, wozu ich auch die Agenten einer fremden Macht zähle, wenn Sie verstehen?“

„Ja, schon“, flüsterte Frau Ritter. Sie war einen Schritt zurückgetreten und starrte ins Leere. Dabei schüttelte sie langsam den Kopf. „Ich habe es immer gewußt“, sagte sie. „Ich habe es immer gewußt. Das geht noch einmal schief.“

„Und das mußte ausgerechnet mir passieren“, ärgerte sich Alfred. „Verdammt noch mal, heute geht auch alles daneben.“ Er räusperte sich und wollte sich aus dem Sessel stemmen.

„Nein“, sagte Randy, „du bleibst sitzen.“

„Mensch Junge, wir müssen.“

„Wir haben Kommissar Hartmann schon angerufen“, erklärte Frau Ritter.

Alfred tastete wieder nach seiner Wunde. „Ich verschwinde mal im Bad und bringe mich wieder auf Vordermann. Es kann sein, daß es noch ein heißes Weekend wird.“

„Wie kommst du darauf?“

Alfred winkte ab. „Wissen Sie, Frau Ritter, man hat da seine Ahnungen.“

„Das glaube ich auch.“

Randy half Alfred dabei, sich wieder auf die Füße zu stellen. „Ich danke dir, Junge.“

„Keine Ursache. Soll ich dich ins Bad begleiten?“

„Das schaffe ich schon. Weißt du, es gibt Leute, die haben einen Schädel aus Eisen. Ich gehöre irgendwie dazu.“ Als er die Halle durchquerte, schwankte er nicht mehr so stark wie bei seinem Eintritt. Er war wirklich hart im Nehmen.

Frau Ritter nickte hinter ihm her. „Wir sind hereingelegt worden. Mein Gott, ich kann es noch immer nicht fassen.“

Auch die beiden Jungen waren ratlos. Sie wußten nicht, welchen Trost sie spenden sollten. Jedes Wort schien ihnen irgendwie falsch zu sein.

Da schrillte das Telefon. Randy wollte abheben, seine Mutter war schneller.

„Endlich, du. Was ist denn?“

Turbo und Randy wußten sofort, daß Kommissar Hartmann am anderen Ende der Leitung war. Frau Ritter hörte zu. An ihrem Gesicht war nicht abzulesen, welche Nachricht sie empfing. Die Züge blieben unbewegt, fast ohne Ausdruck.

Nach einer Weile nickte sie. „Ja, ich danke dir. Damit ist uns vielleicht geholfen.“ Dann kippte sie den Hörer etwas zur Seite, damit die anderen das Gespräch mitverfolgen konnten.

Der Kommissar sprach so laut, daß Randy und Turbo problemlos mithören konnten. „Wir haben die Fahndung ausgedehnt. Natürlich ist auch der Flughafen mit einbezogen worden.“

„Gut. Wie beurteilst du die Chancen?“

„Fünfzig zu Fünfzig.“

„Danke. Und bitte rufe wieder an, falls sich irgend etwas Neues ergeben hat.“

„Das versteht sich, Marion.“

Frau Ritter legte auf. Sie kam auf die Jungen zu. Ihre Schritte wirkten steif, auch noch, als sie ihnen beruhigend zunickte. „Ja, es ist so, wie wir es uns gedacht haben. Vati wurde entführt. Diese Leute arbeiteten für keinen deutschen Geheimdienst.“

„Wie wir es uns dachten“, flüsterte Randy. „Es ist so...“ Er winkte ab, wieder spürte er den Kloß im Hals. Plötzlich überfiel ihn eine wahnsinnige Furcht, daß die Männer seinem Vater etwas antun könnten. Mit denen war nicht zu spaßen. Die

gehörten zu den eiskalten Typen, die keine Rücksicht nahmen.

Randy ging in die Küche. Er wollte für einen Moment allein sein. Dort preßte er die Stirn gegen die Fensterscheibe und blickte in den herrlichen Garten, in dem die Frühjahrsblumen in voller Blüte standen. Die Osterglocken schauten aus dem Boden und badeten sich im warmen Schein der Frühlingssonne.

Diese Gegend dicht am Rhein war ein herrlicher Flecken Erde. Randy lebte gern in dem alten Schloß, zu dem noch ein Turm gehörte, der aber erst später angebaut worden war. Dr. Ritter hatte sich hier das Labor für seine Forschungen eingerichtet.

Ja, er war ein bekannter Mann. Zu bekannt, wie Randy wieder einmal erleben mußte.

Als er die Schritte hörte, drehte er sich um. Seine Mutter hatte die Küche betreten. Sie nahm ihren Sohn in den Arm und flüsterte: „Es wird schon alles werden, Junge, keine Sorge. Die Polizei holt Vati zurück, das kannst du mir glauben.“

„Ich... ich weiß nicht...“

„Frau Ritter?“

Die Küchentür war nicht geschlossen worden, deshalb hatten sie auch Alfreds Stimme hören können. Er stand in der Halle, hatte seine Wunde gereinigt und sah auch im Gesicht wieder besser aus.

„Wie geht es dir, Alfred?“

Er grinste schief. „Ich bezeichne mich immer als Unkraut, das so schnell nicht vergeht.“

„Gut. Kommissar Hartmann rief an.“

„Und?“

„Es handelt sich um eine Entführung. Er hat sich mit verschiedenen Stellen in Verbindung gesetzt, niemand wußte von einer Aktion gegen meinen Mann. Wir müssen davon ausgehen, daß...“

„Klar, Frau Ritter. Wie sieht es mit der Fahndung aus?“

„Die Straßen, die Bahnhöfe, der Flughafen...“

Alfred schnickte mit den Fingern. „Das ist das richtige, Flughafen.“ Er nickte sich selbst zu, verzog aber das Gesicht, weil er seinen Kopf zu heftig bewegt hatte. „Dort sollten wir vielleicht nachforschen.“

„Hinfahren?“ rief Turbo.

„Klar.“

„Dann wollen wir mit.“ Er sprach auch für Randy, der sich einverstanden erklärte.

„Augenblick mal!“ rief Frau Ritter. „Und ich werde überhaupt nicht gefragt?“

„Willst du mit, Mutti?“

„Es geht um euch. Ich sehe nicht ein, daß ihr zum Flughafen fahrt und euch womöglich in Gefahr begebt...“

„Mutti!“ Randy ging auf seine Mutter zu. „Was sollte uns schon passieren?“

„Ich kenne euch, ihr habt schon genügend Ärger...“

„Bitte, Frau Ritter“, sagte Alfred. „Ich möchte jetzt fahren. Wir sollten nicht zuviel Zeit verlieren.“

Sie winkte ab. „Schon gut, du bist ja bei ihnen. Gib auf sie acht, Alfred.“

„Mache ich doch glatt.“

Randy und Turbo eilten nach draußen. Der Wagen stand in einer kleinen Garage hinter dem Gebäude. Das Tor war nicht verschlossen. Alfred lief hin und fuhr den Mercedes ins Freie. Es war ein älteres Modell mit Dieselmotor.

Turbo war flinker und hatte schon auf dem Vordersitz seinen Platz gefunden. Randy schlüpfte in den Fond und hatte die Tür kaum zugezogen, als Alfred Gas gab.

Randy schlug mit der flachen Hand neben sich auf den Sitz.

„Die haben einen verflixt großen Vorsprung. Ob wir den je einholen können?“

„Daran glaube ich nicht.“ Alfred gab eine ehrliche Antwort.
„Aber wir könnten auf dem Airport möglicherweise eine Spur finden. Vielleicht sind die Männer aufgefallen und... ach du Schreck. Seht mal, wer da kommt.“

„Nein, nicht jetzt!“ Randy schnitt eine Grimasse. Auch er hatte Ela gesehen, die ihnen entgegenradelte und winkte.

Alfred stoppte. Randy hatte schon die Fensterscheibe nach unten gekurbelt.

„Wollt ihr weg?“

„Ja.“

„Wohin?“ Ela beugte sich über den Lenker des Rads.

„Zum Flughafen.“

„Wieso das?“

„Ist jetzt uninteressant, wir...“

„Kann ich mit?“

Randy verdrehte die Augen. Er kannte Ela. Die war manchmal wie eine Klette und ließ nicht locker. „Das hat Alfred zu entscheiden.“

„Okay, ja, meinewegen.“

„Einen Moment noch.“ Ela schob ihr Rad in ein Gebüsch und ließ sich neben Randy fallen. „Am Flughafen war ich lange nicht mehr“, plapperte sie los. „Wißt ihr noch, wie wir Turbo abgeholt haben? Das war vielleicht eine Schau.“

„Klar“, murmelte Randy.

Ela knuffte ihn in die Seite. „Was bist du so komisch. Paßt dir meine Gegenwart nicht?“

„So ähnlich.“

„Sonst noch was, Randolph?“ Er ärgerte sich, wenn er mit seinem Taufnamen angesprochen wurde.

„Ja..."

„Oh", wunderte sich Ela lautstark. „Folgt jetzt nicht der Ausdruck Möpschen?"

„Den verkneife ich mir." Randy wußte, daß Ela wütend reagierte, wenn er ihren Spitznamen erwähnte, was er des öfteren tat, um sie zu ärgern.

Die braunen Augen des Mädchens hatten einen nachdenklichen Ausdruck angenommen. „Randy, du bist so anders. Was ist denn passiert?"

Er wußte, daß er Ela vertrauen konnte. Überhaupt gab es zwischen den drei Freunden keine Geheimnisse. „Irgendwelche Leute haben meinen Vater entführt."

„Wieeee...?"

Randy zog die Nase hoch. Während der Wagen schon auf der Rheinuferstraße fuhr, berichtete Randy von dem jüngsten Ereignis. Ela konnte es kaum fassen. Immer häufiger schüttelte sie den Kopf und schlug schließlich die Hände vor ihr Gesicht.
„Das ist ja furchtbar."

„Du sagst es."

„Jetzt willst du hinterher?"

„Nein, ich hoffe, daß wir am Flughafen eine Spur finden."

„Wer sagt euch denn, daß die Kerle deinen Vater außer Landes geschafft haben?"

Randy nickte. „Das ist eben die Frage."

„Dann können wir nur hoffen, daß ihr mit eurer Vermutung recht behalten werdet."

„Das hoffen wir auch..."

Zum Glück kannten sie sich aus. Alfred wußte auch, wo er den Wagen am günstigsten abstellen konnte, um nicht so lange Wege laufen zu müssen. Als sie die große Abflughalle betraten, schärfte er den drei Freunden noch einmal ein, in seiner Nähe zu

bleiben.

„Versprochen“, sagte Randy.

Ela zupfte an ihrem grünen Pullover, auf dessen Vorderseite ein tanzendes Pärchen aufgedruckt war. „Mensch, bin ich aufgereggt. Das ist wieder total schlimm.“

„Kann ich mir denken.“

Sie liefen wachsam durch die große Halle, in der ziemlich viel Betrieb herrschte.

Alfred machte den Eindruck, als würde er nach irgend etwas suchen. Seine Blicke glitten unaufhörlich durch das Gebäude. Er interessierte sich besonders für die Plätze, wo die Fluggesellschaften ihre Stände aufgebaut hatten.

Das Schloß-Trio blieb hinter Alfred. Randy fühlte seine Handflächen feucht werden. Wenn er seinen Vater jetzt entdecken konnte, dann wäre das *der Klopfer* gewesen.

So sehr er auch umherschaute, er sah ihn nicht und die drei Entführer ebenfalls nicht.

Plötzlich bog Alfred so scharf nach links ab, daß er beinahe in einen fahrbaren Kofferboy gelaufen wäre, den eine ältere Frau vor sich herschob. Wütend fing diese an zu schimpfen, doch da war Alfred nach einer raschen Entschuldigung schon weiter. Sein Ziel war ein kleiner, etwas unscheinbar wirkender Mann, der wie ein Müßiggänger an einer Säule lehnte und damit beschäftigt war, den Betrieb zu beobachten.

Als er Alfred sah, hob er die rechte Augenbraue. Es wirkte wie ein verabredetes Zeichen.

Alfred blieb vor ihm stehen und das Schloß-Trio stoppte dicht dahinter. Der Mann war kleiner als Alfred, er sprach nur einen Satz, den die Freunde aber nicht verstanden.

„Komischer Knispel!“ flüsterte Ela.

„Was ist das?“

„Kennst du den Ausdruck Knispel nicht, Turbo?“

„Nein.“

„Dann schau mal in den Spiegel!“

Turbo ballte die Rechte zur Faust. „Kleine, du hast wohl lange nicht mehr mit einem Krankenpfleger geflirtet, wie?“

„Es kommt darauf an.“

Alfred drehte sich zu ihnen um. Sein Gesicht zeigte einen ernsten Ausdruck. „Das ist ein Bekannter vor mir. Er kennt auch Dr. Ritter.“

„Und?“ fragte Randy. „Hat er ihn gesehen?“

„Nein.“

Randys Gesicht zerfloß vor Enttäuschung. „Au verflixt, dann war alles umsonst.“

„Das kannst du nicht sagen. Die Nachforschungen laufen noch. Es werden Passagierlisten überprüft...“

„Welche?“

„Alle Listen der Maschinen, die gestartet sind.“

„Nicht schlecht.“

„Finde ich auch. Wenn sie durchgecheckt wurden, dann werden wir bestimmt mehr wissen.“

„Wenn du das sagst.“

Randy trat von einem Fuß auf den anderen. „Vielleicht sollten wir uns noch einmal umschauen.“

Alfred hatte seine Bedenken. „Der Flughafen ist groß, zu groß.“

„Wenn wir uns trennen?“ schlug Ela vor.

„Nein, auch dann nicht.“

„Was willst du dann machen?“

„Abwarten und hinsetzen.“ Alfred deutete auf mehrere Sitzbänke, die eine Reihe bildeten. „Da werden wir warten. Vielleicht haben wir ja Glück.“

„Oder auch nicht.“

Ziemlich betrübt gingen sie los. Alfred legte eine Hand auf Randys Schulter. „Hör zu, Junge, ich weiß ja, wie es in dir aussieht, aber ich kann auch nichts daran ändern. Wir dürfen hier kein großes Tamtam machen. Das könnte deinen Vater sonst in Gefahr bringen.“

„Ist es so schlimm?“

„Das glaub mal.“

„Dann weißt du mehr.“

Alfred ließ sich als erster nieder und seufzte auf. „Was heißt mehr wissen? Mir ist nur bekannt, daß sich dein Vater als einer der wenigen Wissenschaftler mit einem Problem beschäftigt hat, das man als revolutionär bezeichnen kann.“

„Das hörte ich schon von meiner Mutter. Aber sie wollte mit der Sprache nicht herausrücken.“

„Was auch gut ist.“

„Wieso?“

„Ich will es dir erklären. Es ist mehr eine Theorie, aber dein Vater ist dabei zu beweisen, daß der Zufall überhaupt nicht existiert. Es gibt keinen Zufall, verstehst du?“

„Nein!“

„Ich auch nicht, aber ein gewisser Dr. Ritter arbeitet daran. In der Theorie und in der Praxis in seinem Labor. In den letzten Wochen hat er sich nur mit diesem Problem beschäftigt. Einiges davon ist nach draußen gedrungen. Andere Regierungen, andere Dienste wollen davon profitieren, ohne selbst etwas einsetzen zu müssen, außer Gewalt und Geld. Das alles mußt du in Kauf nehmen.“

Randy knetete sein Kinn. „Hört sich irgendwo stark an. Aber ich komme noch immer nicht mit.“

„Es ist auch gut so.“

„Jetzt sitzen wir hier und starren in die Gegend“, maulte Ela Schröder. „Dabei wollte ich mit dir Mathe machen.“

„Du mit mir, Möpschen? Ich für dich!“

„Soll ich treten.“

„Du triffst ja doch nicht.“

Randy erhielt einen Stoß in die Seite. Allerdings nicht von Ela, es war Turbo, der ihn da mit dem Ellbogen geknufft hatte.
„Verflucht, das kann doch nicht wahr sein.“

„Was denn?“ fragte Ela.

Turbo stand auf, wischte über seine Augen und schaute dorthin, wo sich das Ende der Schalterreihen befand und einige Kioske standen. „Da, da ist er.“

„Wer denn?“ rief Ela.

„Der Kerl aus dem Schloß. Der Typ im braunen Anzug...“

Auch Randy schnellte hoch. Er hatte das Gefühl, als würde elektrischer Strom durch seinen Körper jagen. Noch hatte er den Kerl im braunen Anzug und mit der komischen Nase nicht entdeckt. Aber er brauchte nur Turbos ausgestrecktem Finger zu folgen, und da sah er ihn. Der Mann bewegte sich in der Nähe eines Kiosks, vor dem ein Metallgestell mit zahlreichen von Bonbons gefüllten Schalen aufgebaut war.

Der Kerl ging nicht weiter. Er blieb neben den Süßigkeiten stehen und schaute sich jede Schale interessiert an.

„Den kaufen wir uns!“ keuchte Randy, wollte losrennen, als Alfred ihn hart zurückhielt.

„Nein, Junge, so stürmisch gehen wir nicht vor. Ich werde es machen, verstanden?“

Randy drehte sich um. „Und wir?“

Alfred ließ sich nicht erweichen. „Ihr bleibt zunächst zurück...“

Randy nickte, doch er knirschte vor Wut mit den Zähnen...



3. Eine heiße Spur

Man merkte Alfred an, daß er darin geübt war, geschickt und gleichzeitig unauffällig vorzugehen. Er lief nicht direkt auf den Kerl zu, sondern nahm einen verschlungenen Weg, drückte sich nach links, blieb in Deckung der Schalter, suchte sich dann zwei Säulen aus und versteckte sich einmal hinter einer Reisegruppe, die ihm genügend Schutz bot.

So kam er ungesehen näher an sein Ziel heran.

Das Schloß-Trio hielt einen genügenden Abstand. Sie wollten nicht unbedingt gesehen werden, denn der Kerl kannte Randy und Turbo. Aber Ela Schröder nicht.

Randy hielt das Mädchen zurück. „Hör zu!“ flüsterte er hastig, als sich Ela beschweren wollte. „Ich habe da eine Idee.“

Sie rollte mit den Augen. „Auch das noch.“

„Nein, nein, die ist schon okay. Die Nase kennt dich nicht. Also, schleich dich ran.“

„Du meinst, ich soll...“

„Ja. Vier Augen sehen mehr als zwei.“

Ela nickte, hatte aber ihre Bedenken. „Alfred wird bestimmt sauer sein.“

„Er hat nur von Turbo und mir gesprochen.“

„Mann, du hast Nerven, Randy.“

„Ja, leider.“ Er ließ den Kiosk nicht aus den Augen. „Mach dich jetzt auf die Socken.“

Ela ging. Sie schaute noch einmal zurück und merkte selbst, daß ihr Gesicht blaß geworden war. Auf dem Rücken spürte sie ein Prickeln. Es trat immer dann ein, wenn etwas in der Luft lag.

Auch bei Gefahr...

Obwohl in der Halle starker Betrieb herrschte, kam sich Ela vor, als würde sie allein durch das Gebäude schreiten. Sie sah

die anderen Menschen zwar, nahm sie aber trotzdem nicht wahr und war einzig und allein auf ihr Ziel fixiert.

Am Stand hatte sich nichts verändert. Der Mann im braunen Anzug stand noch immer dort. Von Alfred sah sie nicht einmal die Hacken seiner Schuhe.



Sie richtete den Blick auf den Unbekannten. Er hatte den Stand mindestens zweimal umrundet. Offenbar hatte er sich unter den Bonbons nicht entscheiden können.

War das Interesse für Bonbons nur Tarnung?

Je näher Ela ihrem Ziel kam, um so stärker zitterten ihr die Knie. Sie hatte das Gefühl, als würde der Mann nur sie ansehen. Sein blondes Haar war schon schüttig geworden. Er hatte es aus der Stirn weg und dafür in den Nacken gekämmt, wo es sich über dem Jackenkragen noch zusammenrollte.

Auf einmal griff er zu. Seine Finger verschwanden in der Schale mit den sauren Drops. Er holt einige Bonbons hervor und

ließ sie in die Tüte fallen. Mit der Zungenspitze leckte er dabei über die Oberlippe. Eine Geste, die Ela widerlich fand.

Wo hielt sich Alfred auf?

Ela blieb stehen. Sie schaute nach rechts, in die Tiefe der Halle hinein. Dort sah sie ihn nicht. Er stand auch nicht am Kiosk, demnach mußte er einen guten Platz gefunden haben, wo er alles sah, selbst aber nicht entdeckt werden konnte.

Ela ging weiter.

Du mußt doch auffallen, sagte sie sich. Du mußt einfach bemerkt werden. Keiner hier in der Halle geht so komisch wie du. Nur mehr wenige Meter trennen sie von ihrem Ziel.

Da schaute der Mann auf.

Ela erschrak zutiefst, als sie die Augen des Mannes auf sich gerichtet sah. Die dunklen Glotzpupillen schienen tief in ihre Seele hineinzubrennen. Es war ein eisiger und gleichzeitig ein heißer Blick. Grausam und gefährlich.

Nein, der kann dich nicht erkannt haben. Das ist unmöglich. Der hat dich nicht gesehen. Du mußt dich täuschen. Dieser Typ weiß überhaupt nichts von dir. Es ist der reine Zufall, daß er dich so anglotzt.

Sie ging auf ihn zu. Die einzelnen Schalen auf dem Gestell verschwammen vor ihren Augen. Ihr Herz klopfte viel schneller als sonst. Das war der reine Irrsinn.

Mit einer hastigen Bewegung wischte Ela über die Augen, um den Blick zu klären.

Okay, es klappte wieder. Der seltsame Schleier war nur für einen Moment dagewesen. Sie konnte weitergehen und stoppte erst, als sie fast gegen das Gestell gestoßen wäre.

Jetzt stand der andere ihr gegenüber. Durch die freien Stellen zwischen den unterschiedlich hoch angebrachten Schalen konnten sie sich gegenseitig ansehen.

Hatte er tatsächlich nichts bemerkt?

Wenn nein, weshalb grinste er sie dann so breit an. Sie fand es fies, wie er die Lippen verzog. Vorhin hatte er über die obere geleckt, jetzt blieb es beim Grinsen.

Ela und der Mann standen nicht allein an diesem fast brusthohen Gestell. Auch andere Kunden kamen. Eine Mutter hatte Mühe, ihr Kind vom Anblick der Bonbons loszueisen.

„Jetzt nicht, Nicole, später...“

„Ich will aber!“

„Nein...“

Automatisch hatte Ela eine Hand gehoben. Sie wühlte mit den Fingern in den Bonbons, bekam einige zu fassen, als ihr Blick erstarrte. Hinter dem Kerl im braunen Anzug war ein ihr bekanntes Gesicht erschienen: Alfred.

Seinem drohenden Ausdruck war zu entnehmen, daß er sich mit Elas Aktion nicht einverstanden erklärte. Er sah ungemein wütend aus, seine Lippen zuckten, die Pupillen schienen aus Stahl zu bestehen, und Elas Gesicht verlor an gesunder Farbe.

Die Blässe fiel auch der Nase auf. Er zeigte sich irritiert.
„He“, sagte er, „was hast du, Kleine? Liegt es an mir, oder...“

„Nein, an mir“, sagte Alfred und legte dem Mann eine Hand auf die Schulter. „Ich glaube, wir beide haben etwas zu bereden.“

Der Kerl straffte seinen Rücken. Sekundenlang rührte er sich nicht vom Fleck, bis er den Kopf drehte und Alfred erkannte. Er runzelte auch jetzt nur die Stirn, so gut hatte er sich in der Gewalt.

Ela konnte sich nicht rühren. Es kümmerte sie auch nicht, daß sie anderen Käufern den Weg versperre, sie hatte nur mehr Augen für die beiden Männer.

„Alles klar?“ fragte Alfred.

„Was willst du? Ich dachte, du pflegst deine Beule, mein Junge.“

„Irrtum. Ich gehöre zu den Leuten mit den Eisenschädeln, wenn du verstehst.“

„Inzwischen ja.“

„Dann komm mit. Es gibt einige Themen, über die wir beide in aller Ruhe sprechen sollten.“

„Nun ja, wenn das so ist und du mich so höflich bittest, ich habe nichts dagegen.“ Er nahm beide Hände, um die Tüte mit den Bonbons abzustellen.

Jetzt passiert es, dachte Ela, der gibt nicht auf. Das spürte sie. Und sie hatte recht.

Blitzartig schnell packte der Mann eine der Schalen, hob sie aus dem Metallring und schleuderte sie wuchtig herum.

Über seine Schulter hinweg flogen die Bonbons durch die Luft und prasselten gegen Alfreds Kopf. Mit einem kurzen, heftigen Schlag knallte der Mann die Schale auf Alfreds Hüfte und leerte zwei weitere über Ela aus, die nicht schnell genug wegkam und nun ebenfalls von Bonbons beregnet wurde.

Alfred griff noch zu, kassierte einen Tritt, und die Nase rannte los. Erst jetzt gellten die ersten Schreie auf...

Randy und Turbo hatten alles genau verfolgen können. Sie standen sehr günstig, und eine Säule dicht neben ihnen gab zugleich noch Deckung. Daß Randy ein schlechtes Gewissen hatte, war ihm anzusehen. Das war kein guter Einfall gewesen, daß er Ela ins Gefecht geschickt hatte.

Sie stand dem Mann genau gegenüber. Aber auch Alfred tauchte hinter dem Kerl auf.

„Mann!“ flüsterte Turbo. „Ich gäbe sonst was dafür her, wenn ich jetzt hören könnte, was die sagen.“

Randy nickte nur.

Turbo wollte wieder etwas sagen, als die Nase plötzlich angriff. Innerhalb von Sekunden war das Chaos perfekt. Die Jungen sahen, wie Ela unter einem Hagel von Bonbons

zurückwich. Auch Alfred knickte ein, dann gellten Schreie auf, aber da befand sich der Mann im braunen Anzug bereits auf der Flucht durch die Halle.

Er rannte ausgerechnet in Randys und Turbos Richtung. Die Jungen dachten nicht daran, den Gangster entwischen zu lassen.

Alfred war noch nicht wieder hochgekommen, das hatten die beiden Freunde genau beobachtet. Randy lief als erster los. „Den holen wir uns!“

Sie wollten der Nase den Weg abschneiden, was nicht einfach war, denn kreuz- und querlaufende und erschreckte Passanten hielten sie ständig auf. Die Jungen huschten um sie herum und schlängelten sich so gut es ging durch die aufgeregte Menge. Einmal rempelte Turbo einen Punker an, der sofort tobte, aber zum Glück nicht noch hinter dem Jungen herrannte.

Plötzlich blieb die Nase stehen. Der Mann hatte etwas gemerkt. Jetzt waren auch Sicherheitsbeamte aufmerksam geworden und der Mann, mit dem Alfred gesprochen hatte.

Sie alle waren nicht so nahe an der Nase wie Randy. Der beschleunigte noch einmal seine Schritte. Der Junge kam sich wie in einer Turnstunde vor, als er sich abstieß, den Körper streckte und mit ebenfalls gestreckten Armen gegen den Kerl im braunen Anzug sprang.

Es war ein klassischer Bodycheck, dem der völlig Überraschte Nase nicht mehr ausweichen konnte. Er verlor den Halt, fand sich auf dem Rücken liegend wieder, wollte hoch, doch da waren sie zu zweit über ihm. Turbo und Randy nagelten ihn förmlich auf dem Boden fest, so daß der Kerl sich nicht bewegen konnte und keuchend liegenblieb. Sein Blick wurde starr, als er an den Jungen vorbei in die Höhe schaute.

Dort standen die Sicherheitsbeamten. Sie waren zu dritt. Die Mündungen der Maschinenpistolen zielten auf die Nase. Der Unscheinbare, den Alfred kannte, erschien. Er zerrte die Jungen zur Seite, die sich über die Kraft des Mannes wunderten.

Sie torkelten zurück. Ela rannte auf sie zu, hochrot im Gesicht, mit beiden Armen winkend. „Das hätte ins Auge gehen können. Himmel, hatte ich plötzlich Angst!"

Randy grinste schief. „Wir haben ihn ja."

„Ihr?"

„So ungefähr. Jedenfalls haben wir ihm den Weg versperrt und..." Er verstummte, als er Alfred sah, der an ihnen vorbeilief und sie mit wütenden Blicken bedachte.

Turbo zog den Kopf ein. „Oje", flüsterte er, „das kann Ärger für uns geben. Alfred ist obersauer."

Randy winkte ab. „Der beruhigt sich wieder." Sie wandten sich der Szene vor ihnen zu.

Nase war mittlerweile von den Sicherheitsbeamten auf die Beine gestellt worden und mußte sich Handschellen anlegen lassen. Er stand da wie Pik Sieben, das Haar jetzt durcheinander, die Unterlippe trotzig vorgeschoben. Gleichgültig glitt sein Blick über das Schloß-Trio hinweg.

Alfred stand bei ihm. Er redete mit dem Unscheinbaren und deutete auf die Freunde.

Der Mann schaute kurz rüber, nickte, so daß Alfred zu ihnen kommen konnte. Die Sicherheitsbeamten und der Unscheinbare führten die Nase ab, der mit steifen Schritten davonging.

„So", sagte Alfred, „nun zu uns. Seid ihr eigentlich verrückt geworden, euch einzumischen?"

„Was haben wir denn getan?" protestierte Randy gleich. „Wir haben den Kerl gestoppt, das ist alles."

„Überleg doch mal, Randy. Was das für ein Aufsehen gegeben hat. So etwas spricht sich herum. Und dann noch Ela, die einfach nicht stehenbleiben konnte."

„Ich habe sie geschickt", erklärte Randy.

„Und weshalb?"

„Der Kerl kennt sie nicht.“

Alfred schüttelte den Kopf. „Verdammst noch mal, Randy, es geht um deinen Vater. Einen Mann haben wir, aber wo sind die anderen beiden? Wo steckt dein Vater? Wenn sich das herumspricht, dann... dann...“

Randy senkte den Kopf. „Ich weiß schon, diese Verbrecher machen wahrscheinlich ernst.“

„Das ist es eben.“

„Und wie geht es weiter?“

„Wir werden ihn verhören. Schmitz und ich.“

„Wer ist Schmitz?“ fragte Ela.

„Der Mann, den ich getroffen habe.“

Ela winkte ab. „Ach, der aussieht wie Käse, Milch und Spucke, wie?“

„Täusche dich nur nicht, Mädchen. Nicht die Bonds sind beim Geheimdienst die Erfolgreichsten, sondern die Unscheinbaren, die man kaum sieht und gleich wieder vergessen hat.“

„Ist der denn gut?“ fragte Turbo.

„Er soll zu den besten seiner Branche gehören, wie man mir sagte. Das ist jetzt egal. Ich muß dabei sein, wenn sie den Erdmann verhören.“

„Heißt der so?“

„Ja, Randy. Er hat seinen Namen vorhin gesagt.“

„Wir können auch mit - oder?“

„Nein!“

„Es geht aber um meinen Vater!“ Randy stampfte vor Wut auf den Boden. „Ich will wissen, was mit ihm los ist?“

„Ob es dein Vater, dein Onkel oder deine Tante ist, spielt keine Rolle, mein Junge. Hier habe ich nichts zu sagen. Das erledigt alles ein Mann namens Schmitz.“

Ela lächelte schief. „Soll ich ihn mal fragen?“

„Lieber nicht. Der ist sauer auf euch.“

„Was machen wir dann?“

„Ihr wartet“, erklärte Alfred.

„Wo?“

„Setzt euch in das nächste Restaurant. Ich komme dann, wenn alles vorbei ist.“

„Muß das sein?“ beschwerte sich Randy. Alfred starre ihn hart an. „Ja, es muß!“

„Hast wohl heute deinen Autoritären, wie?“ fragte Ela.

„Leider. Aber es gibt Situationen, wo man nicht anders kann. Eine solche ist eingetreten.“

„Wie du meinst.“ Ela drehte sich um. „Kommt, ich möchte eine Schokolade oder so.“

Alfred hob noch einmal den Finger. „Und stellt nichts an, ich warne euch.“

„Was sollen wir denn machen?“ fragte Randy. „Flugzeuge zur Seite schieben?“

„Euch traue ich fast alles zu.“

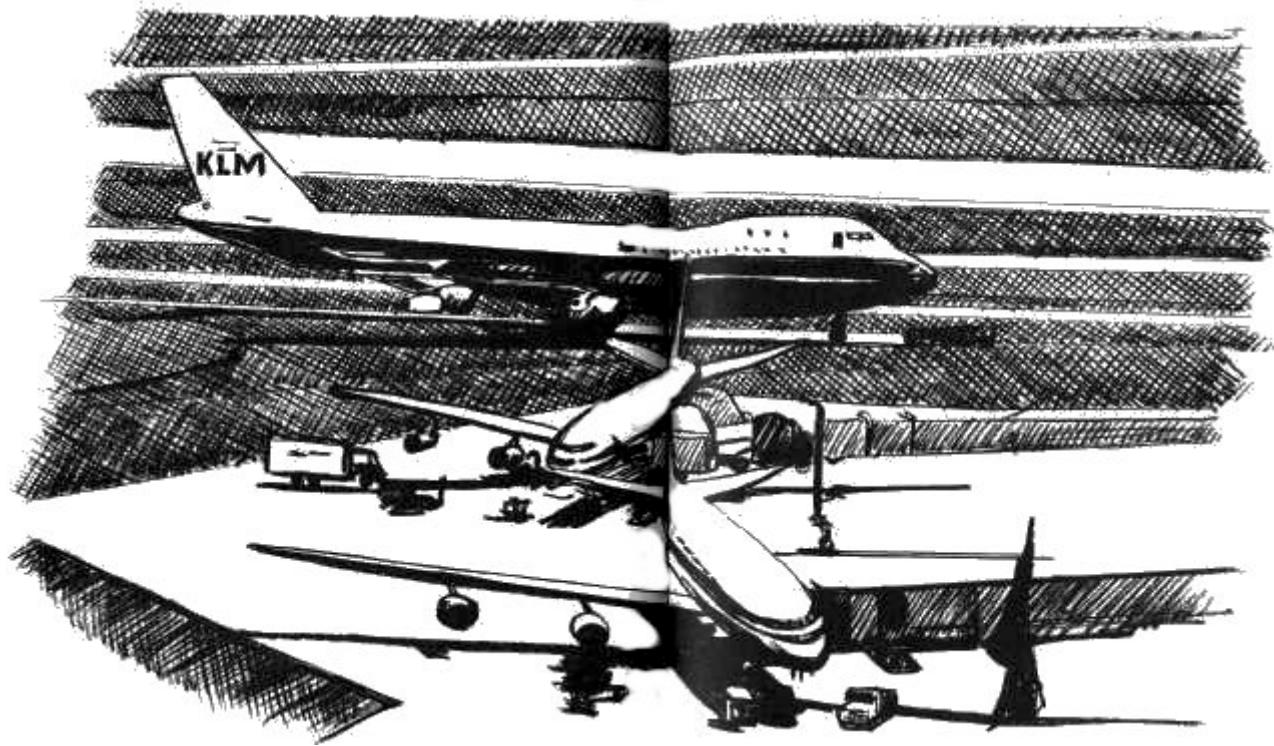
„Danke.“

Wenige Minuten später hockten sie an einem Vierertisch zusammen und hatten schon bestellt. „Das paßt mir gar nicht!“ schimpfte Randy los. „Wir hocken hier, und die anderen verhören diesen Erdmann.“

„Da, schau mal, ein Flugzeug.“

„Na und?“

Ela ließ sich nicht beirren. „Toll, ein Jumbo. Ist ein total irres Bild, wie der startet.“



Der Ober brachte die Getränke. Saft für Turbo und Randy. Ela war bei ihrer Schokolade geblieben. Das Getränk dampfte heiß in der großen Tasse. Ela trank ihn vorsichtig und schlürfte dabei.

„Hör auf wie ein Hund zu trinken!“ meckerte Randy. „Ich kann das Schlürfen nicht hören.“

„Dann setz dich an einen Nebentisch.“

Turbo schüttelte den Kopf. „Was ist eigentlich mit euch los? Ihr seid so sauer!“

„Ist das ein Wunder?“ Randy lachte hart auf. „Ich habe allmählich das Gefühl, von allen Seiten in den Hintern getreten zu werden. Das ist vielleicht ein Mist, ist das.“ Er winkte ab. „Außerdem bin ich davon überzeugt, daß die anderen meinen Vater längst außer Landes geschafft haben. Sonst hätten wir diesen Erdmann nicht hier am Flughafen getroffen, versteht ihr?“

„Das kann stimmen.“

„Jetzt brauchen wir noch zu raten“, sprach Randy weiter, „wohin wir fliegen.“

„Wir?“ Selbst Ela hörte auf, ihre Schokolade zu schlürfen.

„Ja.“

„Das ist doch ein Witz“, sagte Turbo.

Randy hob die Schultern und stand auf. Durch das Aussichtsfenster blickte er auf die Rollfelder und Startbahnen. „Ein Wahnsinn ist das“, flüsterte er. „Schaut euch nur mal an, wie viele Maschinen hier landen und starten. Da verliert man den Überblick.“

„Hoffentlich redet Erdmann“, sagte Turbo.

„Ja, du hast recht.“ Er nahm wieder Platz. „In Deutschland ist denen der Boden bestimmt zu heiß geworden. Wenn du überlegst, welche Flughäfen du von hier aus in ein bis zwei Stunden erreichen kannst...“

„München, Frankfurt...“, zählte Ela auf.

„Ich denke an die Ausländischen.“

„Ach so.“

„Paris, Zürich, Kopenhagen, Brüssel, Amsterdam und...“

„Betreibt ihr Erdkunde?“ fragte Alfred, der wie aus dem Nichts neben ihrem Tisch aufgetaucht war.

„Ha!“ Ela erschrak heftig. „Mensch, bist du es oder ist es nur dein Geist.“

„Beides.“ Alfred setzte sich auf den freien Stuhl und bestellte eine Cola.

„Was ist los?“ Randy konnte es kaum erwarten. „Was hat dieser Erdmann gesagt?“

„Nicht viel.“

Randys Miene verfinsterte sich. „Es sieht also schlecht für meinen Vater aus, oder?“

Alfred wiegte den Kopf. „Sagen wir mal so. Es sieht nicht besonders gut aus.“

„Weißt du denn, wo er sich aufhält oder aufhalten könnte?“

Alfred antwortete erst, als seine Cola vor ihm stand. Dabei lehnte er sich zurück und schaute durch die Panoramascheibe. „Erdmann ist geständig gewesen. Wir haben ihm ein Angebot gemacht, das heißt, Schmitz hat es getan. Leider gehört Erdmann nur zu den Mitläufern, zu den unbedeutenden Helfern, die gar nicht wissen sollen, um was es eigentlich geht. Aber er hat trotzdem etwas erfahren. Dein Vater, Randy, befindet sich nicht mehr in Deutschland.“

„O Gott.“ Der Junge schloß sekundenlang die Augen. Obwohl er es geahnt hatte, traf ihn diese Nachricht wie ein Schlag ins Gesicht.

Ela, die merkte, was in ihm vorging, legte ihm tröstend ihre Hand auf die seine. „Keine Sorge, Randy, ich kenne Alfred auch. Er bringt die miesen Nachrichten immer zuerst.“

„So ungefähr stimmt das schon. Wie gesagt, dein Vater befindet sich nicht mehr in Deutschland. Er und die anderen Entführer sind mit einer Maschine nach Amsterdam geflogen.“

„In die Niederlande?“ rief Turbo.

„Richtig.“

„Das ist ja nicht weit von hier.“

„Stimmt auch.“

Jetzt reagierte Randy. Er faßte nach dem Arm seines älteren Freundes. „Alfred, du hast uns so ziemlich alles gesagt, wie ich annehme. Wenn du uns jetzt daran hindern willst, etwas zu tun...“

„Woran sollte ich euch hindern?“

„Ihm nachzureisen.“

„Ja!“ rief auch Turbo. „Wir werden ebenfalls nach Amsterdam fahren und Dr. Ritter dort suchen. Außerdem ist Wochenende, die Schule geht erst am Montag weiter, da...“

„Ich glaube, ich spinne“, sagte Alfred. „Ihr wollt nach Amsterdam? In diese Stadt?“

„Was heißt das?“ fragte Ela.

„Verflucht, da könnt ihr unter die Räder kommen. Denkt mal daran, was Amsterdam für eine Hölle ist. Eine Junkie- und Rauschgifthölle. Da treiben sich Typen herum, von denen ihr bisher nicht einmal zu träumen gewagt habt...“

„Moment, Alfred. Es kommt immer auf den einzelnen Menschen an.“ Randy schüttelte den Kopf. „Ich sage dir, daß wir kein Rauschgift nehmen und auch nicht daran denken, uns etwas spritzen zu lassen. Nein, nein, ich bin da anders und kann auch für Turbo und Ela reden.“

Beide nickten heftig.

Alfred schüttelte den Kopf. „Ihr könnt mich trotzdem nicht vom Gegenteil überzeugen.“

„Gut, einverstanden.“ Randy nickte. „Irgendwie hast du dann einen Fehler gemacht. Du hättest uns dann nicht erzählen dürfen, daß Amsterdam ihr Ziel gewesen ist.“

„Stimmt“, sagte Alfred.

„Also werden wir fahren.“

„Wie ist es denn mit dir?“ fragte Ela. „Du setzt dich doch bestimmt in den nächsten Flieger...“

„Das allerdings.“

„Dann nimm uns mit.“

„Sag das mal deinen Eltern.“

„Das kann doch Randys Mutter regeln. Du hast uns einmal heiß gemacht, jetzt bleiben wir kleben.“

„Hör mal zu, Mädchen. Das ist eine geheime Sache. Da spielt der Geheimdienst, die Abwehr und was weiß ich noch alles mit. Internationale Banden können darin verstrickt sein. Und ihr als drei Nichterwachsene wollt da mitmischen?“

„Stimmt nicht!“ rief Turbo und wedelte mit der rechten Hand.
„Wir wollen nur Dr. Ritter finden.“

„Das ist es!“ zischte Alfred, der sich vorgebeugt hatte. „Da kommt ihr den Typen genau in die Quere.“

„Kennst du sie denn?“

Alfred nickte. „Mir sind die Namen bekannt. Der Grauhaarige heißt Carlos di Lorca, der Kerl mit dem Rattengesicht wird tatsächlich *rat* - Ratte - genannt.“

„Und dieser di Lorca?“ fragte Randy.

Alfred winkte ab. „Er ist ein brandgefährlicher Mann, wie ich mir habe sagen lassen. Ein Nachrichtenhändler, der sich als Kosmopolit bezeichnet.“

„Was ist das denn?“ fragte Turbo.

„Ein Weltenbürger. Ich würde ihn eher als Staatenlosen ansehen, der keine Überzeugung hat und immer für den

arbeitet, der am besten bezahlt. Dabei spielt es keine Rolle, ob es sich dabei um einen Konzern oder einen Nachrichtendienst handelt. Di Lorca ist skrupellos. Wahrscheinlich wurde er von einer fremden Macht angeheuert, um euren Vater zu entführen."

„Aber du wirst nach Amsterdam fliegen?" fragte Ela.

„Sicher."

„Mit diesem Schmitz?"

„Nein, ohne ihn. Kann sein, daß er seine Ansicht ändert, aber ich fliege auf alle Fälle."

Ela grinste. „Die Stadt ist doch ziemlich groß, hat mehr als eine Million Einwohner..."

„Richtig."

„Dann frage ich mich, Alfred, wie du bei dieser Masse an Menschen Dr. Ritter finden willst?"

Alfred verengte die Augen. „Weißt du was, Ela? Du bist ein Luder. Sogar ein durchtriebenes."

Das Mädchen mit dem Pferdeschwanz lachte. „Wieso? Ich habe nur nachgedacht. Das mußt du verstehen."

„Schon klar."

„Du wüßtest aber in Amsterdam, wo du den Hebel ansetzen mußt, um Dr. Ritter zu finden?"

Alfred wiegte den Kopf. Er wollte nicht so recht mit der Sprache herausrücken.

„Komm schon!" drängte Randy. „Du weißt genau, wo du hingehen wirst, wenn du dort bist?"

„Ja."

„Wohin?"

„Das sage ich euch nicht. Es gibt gewisse Kontakt-Adressen, die geheim sind."

„Weißt du das von Schmitz?" fragte Turbo.

„So ist es."

„Und dort könntest du mehr über meinen Vater erfahren?“
folgerte Randy.

„Das hoff eich.“

„Gut, wir werden dabei sein.“

„Nein.“

Randy stand auf. Er winkte Turbo und Ela zu. „Freunde, wir fahren mit dem Zug. Wieviel Geld habt ihr mit?“

„Es müßte reichen“, sagte Ela.

„Bei mir auch!“ meinte Turbo.

Alfred raufte sich die Haare und schimpfte sich dabei selbst aus. „Hätte ich mich doch nicht mit euch eingelassen, verflucht noch mal. Hätte ich euch bloß im Schloß gelassen.“

„Dein Pech“, erwiderte Randy trocken.

Auch Ela stand voll und ganz auf der Seite ihrer Freunde. „Wir fahren nach Amsterdam, das ist klar. Was da geschehen wird...“ Sie hob den Kopf und sah Alfred an. „Wir warten es ab.“

„Kein Wort mehr!“ zischte Turbo. Er hatte Schmitz entdeckt, der durch das Lokal kam. Selbst hier wirkte er unscheinbar. Er ging geduckt, den Kopf leicht nach vorn gestreckt. Erst jetzt fiel ihnen auf, daß er eine Brille trug. Sie bestand allerdings nur aus einem Gestell mit zwei halben Gläsern.

„Ich muß Sie sprechen, Alfred.“

„Natürlich.“ Er nickte den Freunden noch einmal zu und folgte Schmitz an einen Nebentisch.

„Was die wohl zu bereden haben?“ flüsterte Ela. „Hoffentlich erzählt Alfred dieser Karikatur von einem Menschen nicht, daß wir mit nach Amsterdam wollen.“

„Das glaube ich nicht“, gab Turbo murmelnd zurück.

Aus den Augenwinkeln schielten die Freunde zu den beiden Männern hinüber. Sie sahen, daß Alfred von Schmitz einen gut

gefüllten Umschlag zugeschoben bekam.

„Da ist bestimmt Geld darin“, wisperte Ela.

„Wie kommst du darauf?“

„Nur so, Turbo. Oder Spesen?“

Die Männer redeten nicht mehr lange. Schmitz stand als erster auf und trat an den Tisch des Schloß-Trios. Ela, manchmal sensibel veranlagt, spürte ein Frösteln auf ihrem Rücken. Das Mädchen mochte diesen Schmitz nicht. Seine Nähe bereitete ihr ein körperliches Unbehagen.

„Ihr habt uns Ärger genug bereitet“, erklärte er mit seiner flach und modulationslos klingenden Stimme. „Haltet euch raus. Denkt an Dr. Ritter.“ Er starrte Randy an. „Oder willst du deinen Vater nicht mehr lebend wiedersehen?“

„Wie können Sie das nur fragen?“

Der Mann sah ihn scharf an. „Ich mußte es fast annehmen, so wie ihr euch verhalten habt.“

Dann drehte er sich um und ging.

Ela schüttelte sich. „Wenn der neben mir steht, habe ich immer das Gefühl, als hätte mir jemand kalte Fische in den Kragen gekippt...“

Turbo nickte. „Und was ist mit Amsterdam?“

Randy schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. „Wir fahren, Freunde.“ Sie reichten sich die Hände. „Einer für alle.“

„Und alle für deinen Vater, Randy“, sagte Ela...

4. Gefährliches Amsterdam

Amsterdam!

Welch eine Stadt, welch eine Metropole. Natürlich hatten die Freunde all die negativen Dinge gehört und gelesen, die über Amsterdam in Umlauf gebracht worden waren, aber daran wollten sie nicht denken. Das Rauschgift, das Verbrechen, all diese fürchterlichen Dinge mußten im Hintergrund bleiben. Wichtig war Dr. Ritter.

Natürlich hatte es vor dem Abflug noch ein großes Hin und Her gegeben. Elas Eltern hatten erst nicht zustimmen wollen, Frau Ritter auch nicht, aber Randy hatte seinen Kopf durchgesetzt. Er konnte selbst nicht sagen, wie er es geschafft hatte. Er brauchte nur an seinen Vater zu denken, da war ihm klar, daß er ihm einfach helfen mußte. Irgendwie hatte er das Gefühl, als würde sein Vater darauf warten.

Turbo schloß sich ihm an, selbst Ela hatte häusliche Widerstände überwunden, nur Alfred war mit sich und der Welt unzufrieden. Er trug für die Freunde die Verantwortung. „Wenn wir wieder nach Hause kommen, werde ich Ärger haben“, hatte er immer wieder gesagt.

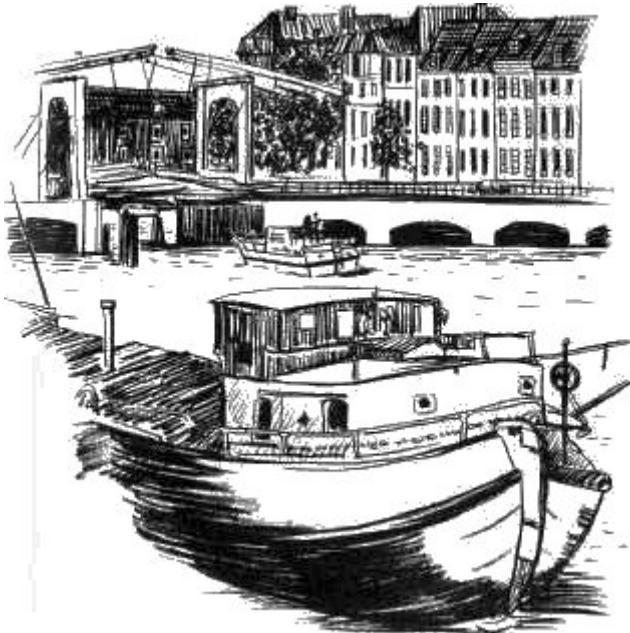
„Wir stehen dir schon bei!“ hatte ihn Ela immer wieder beruhigt. „Keine Bange.“

„Wie nett.“

Amsterdam lag glücklicherweise nicht im Regen, denn dann wirkt die Stadt wie ein großer Friedhof. Eine blasse Spätnachmittagssonne stand am Himmel, über den breite Wolkenfetzen wie Bänder zogen. Der Flug war gut verlaufen, und die Fahrt mit dem Taxi in die Stadt lenkte die Freunde von den Problemen ab.

Es gab einfach zu viel Neues zu sehen. Das Verkehrschaos in Düsseldorf war zum Beispiel ein Klacks, verglichen mit dem,

was in Amsterdam um diese Zeit ausbrach.



Aber nicht nur die Straßen waren verstopft, die Stadt wurde noch von einem Labyrinth von Kanälen durchzogen, schmalen Wasserstraßen, die man Grachten nennt und auf denen sich zahlreiche Boote tummelten.

Es waren prächtige Kanäle darunter. Langsam und schwerfällig glitten die breiten Touristenboote mit den gläsernen Dächern durch das Wasser. Die Boote waren alle sehr flach gebaut, um unter den oft niedrigen Brücken durchfahren zu können.

An den Ufern der breiteren Grachten dümpelten die Hausboote. Viele von ihnen waren bewohnt. Es gab welche, da hatten Alternative sogar Gärten auf den Decks angelegt. Daß sich zwischen manch normalen Gewächsen auch die Rauschgiftpflanze Mohn versteckte, gehörte einfach dazu.

An einer Gracht ließ Alfred das Taxi halten und zahlte in

Gulden. Er hatte noch am Flughafen gewechselt und auch die Freunde mit holländischer Währung versorgt.

Die Flugkosten für alle hatte er jedoch mit einer Kredit-Karte bezahlt und dabei irgend etwas von Spesen gemurmelt, die Schmitz übernehmen würde.

Der Fahrer fädelte sich wieder in den Verkehr ein und ließ die vier Besucher zurück.

Sie schauten sich an und um.

Das Wasser sah schmutzig aus und war von braungrauer Farbe, gemischt mit den Schaumstreifen der kleinen Wellen, die gegen die Uferbefestigungen klatschten.

Hausboote lagen in der Nähe. Sie waren mit dicken Tauen an den Uferpollern befestigt.

Auf einem Boot stand eine ältere Frau. Sie hatte eine Wäscheleine quer über das Deck gespannt. Von den Freunden nahm sie keine Notiz. In Amsterdam liefen sehr viele Fremde herum.

Ela nickte Alfred zu. „Du bist hier unser großer Meister. Wie geht es weiter?"

„Erst einmal nicht."

„Wieso das denn?"

„Immer mit der Ruhe, Mädchen."

„Haben wir hier nur zufällig gehalten und sind ausgestiegen?" fragte Randy.

„Nein." Alfred drehte sich um und deutete auf eine Bogenbrücke, die sich nicht weit entfernt über die Gracht spannte. „Da werden wir auf unseren Mann warten."

„Wer ist das?"

„Ein Informant, Turbo. Schmitz hat ihm Bescheid gegeben, daß wir eingetroffen sind."

„Ach so."

„Kennt Schmitz den Informanten?“ fragte Randy.

„Ja, aber ich nicht. Wir sind ihm beschrieben worden. Vielmehr ich, deshalb werde ich mich auf die Brücke stellen. Ihr bleibt hier, aber in meiner Nähe.“

„Machen wir.“

„Dann bis gleich.“ Alfred räusperte sich und schaute Randy an. „Weißt du, es ist nicht sicher, ob die Infos auch zutreffen, die ich möglicherweise bekommen werde, aber es ist immerhin eine Chance. Von Schmitz habe ich gehört, daß zahlreiche Geheimdienste in Amsterdam ihre Agentennetze aufgebaut haben. Einer davon wird sich auch um deinen Vater kümmern.“

„Das ist nett gesagt. Ich verstehe unter Kümmern allerdings etwas anderes.“

„Ist schon gut.“ Alfred grinste ihnen zu und schlenderte dem Treffpunkt entgegen.

Ela verzog das Gesicht. Sie lehnte sich gegen einen Baumstamm. An dieser Seite säumten alte Laubbäume die Gracht. Sie bildeten auch die Grenze zur Straße, an deren gegenüberliegenden Seite die typischen schmalen Fronten der Amsterdamer Häuser ein fast touristisch schönes Bild abgegeben hätten, wenn nicht der Abfall gewesen wäre, der in den Rinnsteinen lag und darauf wartete, weggekehrt zu werden. Alfred stand auf der Brücke und lehnte mit dem Rücken gegen das Geländer. Er sah aus wie viele der zahlreichen Nichtstuer, die hier die Straßen bevölkerten. Einige davon konnte man zu den Dealern zählen, diesen widerlichen Typen, die es fertigbrachten, Jugendlichen Rauschgift anzudrehen. Zweimal wurde Alfred angesprochen. Einmal von einem Jungen in Fransenjeans, das andere Mal von einem mageren Mädchen, in dessen Augen der Hunger nach Stoff stand.

Ela schüttelte sich. „Die Kleine tut mir leid. Die... die ist ja kaum älter als ich.“

„Ja.“ Randy nickte. „Wie verloren wirkt sie.“

Es schien, als hätte die Kleine gehört, daß über sie gesprochen wurde. Sie kam plötzlich auf die Freunde zu und blieb vor ihnen stehen. Das blonde Haar hing ihr in Strähnen ins Gesicht. Sie strich einige davon mit zitternden Fingern zurück. „Deutsche?“

Randy nickte.

„Das sieht man sofort.“

„Woran?“ fragte Ela.

Das Mädchen hob die Schultern. „An allem. Ihr seid nicht auf dem Trip, wie?“

„Nein.“

Sie nickte Turbo zu. „Willst du Stoff haben? Ich weiß, wo du welchen bekommen...“

„Danke, ich verzichte.“

Das Mädchen wandte sich ab. „War auch nur eine Frage. Jedenfalls möchte ich euch warnen. Diese Stadt ist gefährlich, die kann euch fressen, ohne daß ihr es merkt.“

„Wir geben schon acht“, sagte Ela.

„Natürlich. *See you...*“ Sie ging, und sie ging sehr langsam. Man sah ihrem Gang an, daß sie vor Sorgen und Angst fast umkam.

„Ein verdammtes Schicksal!“ flüsterte Ela. „Die ist für ihr Leben gezeichnet.“

Die Jungen nickten. Sie hatten oft genug gelesen und auch in der Schule gehört, wie gefährlich es war, dieses verdammte Rauschgift zu nehmen. Man geriet in einen Teufelskreis, aus dem es so leicht kein Entrinnen mehr gab.

Wind fuhr über das Wasser der Kanäle und kräuselte es zu kleinen Wellen. Schwerfällig kam eines der Ausflugsboote heran. Auf dem gläsernen Dach erzeugten die Strahlen der Sonne blitzende Reflexe. Die Passagiere hockten in bequemen Sitzen und hörten zu, was ihnen die Fremdenführerin vorn ins Mikro sprach.

„Da kommt man direkt in Versuchung, hinunterzuspucken“, sagte Ela und kassierte von Randy einen Rüffel.

„Ich dachte, du wärst aus der pubertären Phase schon raus, Ela.“

„Hin und wieder kehrt sie eben zurück. Besonders dann, wenn ich dich sehe.“

„Aha.“ Randy deutete auf den Kanal. „Möchtest du mal schwimmen?“

„Danke nein. Das Wasser ist mir zu schmutzig.“

„Ich habe mal einen Film gesehen, da hat sich ein Killer in den Grachten herumgetrieben. Das war stark“, sagte Randy.
„Der kam doch tatsächlich immer aus...“

„Hör auf zu quatschen!“ zischte Turbo. „Er ist da.“

„Wer?“

„Unser Kontaktmann oder Alfreds Mann.“

Sie hatten das erste Treffen tatsächlich verpaßt. Alfred stand nicht mehr allein. Neben ihm hatte ein Mann angehalten, der auf dem Kopf eine Schirmmütze trug. Er war von seinem Rad gestiegen und hielt es mit einer Hand fest. Irgendwie sah er ulkig aus in seinem karierten Anzug und den hellen Fahrradklammern an den Hosenbeinen. Er sprach heftig auf Alfred ein, gestikulierte mit der freien Hand und schüttelte manchmal den Kopf, wenn Alfred eine Frage stellte.

„Jetzt möchte ich Mäuschen spielen!“ sagte Ela leise. „Was die beiden wohl zu bereden haben.“

„Hoffentlich findet er eine Spur zu meinem Vater.“

„Wird schon, Randy.“ Ela war da zuversichtlich.

Der Mann hatte seinen Bericht beendet und stieg wieder auf das Rad. Gemächlich fuhr er davon.

Alfred schaute ihm nicht nach. Er kam zu den Freunden, die vergeblich versuchten, etwas aus seinem Gesichtsausdruck

herauszulesen. Er verzog keine Miene.

„Und?" Randy starrte ihn fast bittend an.

Alfred hob beschwichtigend die Arme. „Macht euch nicht zu große Hoffnungen."

„Dann hat er dir nicht sagen können, wo sich mein Vater befindet?"

„Nein."

„Ein Reinfall?" fragte Turbo.

„Das nicht. Jedenfalls habe ich eine andere Anlaufstelle erfahren können. Einen Treffpunkt und den Namen eines Mannes, der wichtig sein könnte."

„Wie heißt der denn?"

„Van Straaten."

„Nie gehört", sagte Randy.

Alfred nickte. „Ich auch nicht. Aber der Mann könnte uns weiterhelfen."

„Versuchen wir es."

„Wo müssen wir denn hin?" erkundigte sich Ela.

„Zum Flohmarkt."

„Zu dem berühmten?"

„Genau."

„Ist das weit?" fragte Turbo.

„Nein", sagte Alfred. „Ich habe mir den Weg beschreiben lassen. Wir können zu Fuß gehen."

„Dann komm." Randy konnte es kaum erwarten. Wenn sich sein Vater hier in Amsterdam befand, konnte er einfach nicht glauben, daß sie ihn länger als zwei, drei Tage, in der Stadt lassen würden. Die holten ihn bestimmt ab, denn Amsterdam war für diese Leute sicher nur so etwas wie eine Übergangsstation.

„Bleibt immer dicht zusammen“, sagte Alfred. „Ich möchte auf schlimme Überraschungen verzichten.“

„Wir auch“, gab Turbo ihm recht.

Amsterdam schluckte sie. Ein gewaltiger Trubel aus Menschen, Fahrzeugen, Lärm und Verkehr. Alles ballte sich in schmalen, gassenartigen Straßen zusammen.

Sie kamen an kleinen Restaurants vorbei, rochen die scharfen Gewürze der China-Küche, die sich mit den Düften vermischtten, die aus Bäckereien strömten oder von Bratfischbuden herüberwehten. Die Sonne meinte es noch immer gut. Sie schickte ihre Strahlen wie einen gewaltigen Teppich über die Stadt und heizte die Luft zwischen den einzelnen Gassen auf. Das Wasser der Grachten stank ebenfalls. Boote schoben sich durch die Wasserstraßen. Manche hochbeladen, andere wiederum nur mit ein, zwei Leuten besetzt.



Der berühmte Flohmarkt von Amsterdam verteilte sich über mehrere Straßen und Plätze hinweg. Er fand jeden Tag statt und nicht nur am Wochenende, wie es in Deutschland meist der Fall war.

Sie hatten ihn bald erreicht und blieben unter einer Platane

stehen, um sich mit dem Trubel des Marktes erst einmal vertraut zu machen. „Meine Güte“, stöhnte Ela, „ist das ein Irrsinn. Da findest du ja nichts mehr wieder.“

Alle nickten.

Es war ein regelrechtes Chaos, das sich da vor ihren Blicken ausbreitete. Die zahlreichen Marktstände, die kleinen Wagen, die schmalen Theken, die Klapptische, alles bildete ein Durcheinander, durch das sich die Kunden, Gaffer und Neugierigen drängten.

Was hier angeboten wurde, setzte sich zum Teil auch aus heißer Ware zusammen. Wer konnte schon sagen, was gestohlen war und nicht dazugehörte.

„Van Straaten“, murmelte Randy. „So hieß der Kerl doch oder?“

„Richtig.“

„Weißt du denn, wie du den in diesem Gewühl finden kannst?“

Alfred hob die Schultern. „Eigentlich bin ich optimistisch. Dieser van Straaten verkauft alte Bücher und antike Möbel. Angeblich antike“, fügte er hinzu.

„Das machen viele hier“, sagte Turbo.

Alfred winkte ab. „Er ist mir beschrieben worden.“

„Und der weiß, wo mein Vater festgehalten wird?“ erkundigte sich Randy zweifelnd.

Alfred lächelte. „In diesem Geschäft weiß jeder alles und auch jeder nichts. Wir müssen uns eben auf den Tip des Informanten verlassen, sonst kommen wir in diesem Gewühl überhaupt nicht weiter. Jedenfalls wird van Straaten als Nachrichtenhändler geführt. Als einer, der alles weiß, der seine Ohren überall hat und als Informant in dieser Stadt eine Größe sein soll.“

„Das gefällt mir alles nicht“, sagte Randy. „Ich hab das

Gefühl, als würden wir nicht vorankommen."

Ela schob ihn vor. „Zumindest sollten wir mit diesem van Straaten reden."

Sie hatten bisher am Rande des Flohmarkts gestanden. Nun aber mußten sie sich in den Trubel stürzen.

Was sich auf diesem Flohmarkt an Kunden und Gaffern herumtrieb, war schon unbeschreiblich. Da quoll es einfach über. Die Leute, viele Jugendliche, schlenderten die Stände entlang, blieben stehen, schauten, gingen weiter und interessierten sich für allen Kram.

Es gab nichts, was es nicht gab.

Alles wurde angeboten. Von der Spielzeugpistole über den ausgestopften Wellensittich bis zu altem Porzellan, Zinn, Eisen, Bilder, Bücher, Comics, Kleinmöbel... es war einfach unbeschreiblich. Sechs Augen hätten nicht ausgereicht, um die Eindrücke aufzunehmen.

Zwischen den Ständen befanden sich noch die „Freßbuden", deren Geruch wie eine große Wolke über dem Flohmarkt lag und ebenfalls zahlreiche Kunden anlockte.

Das Publikum setzte sich aus allen Rassen und Hautfarben zusammen. Sehr viele Asiaten waren darunter. Indonesier. Menschen, deren Heimat einmal von den Holländern kolonisiert und ausgebeutet worden war.

Alfred kämpfte und schob sich voran. Taschendiebe waren ebenfalls unterwegs. Hin und wieder entdeckten die Freunde Schilder, die vor solchen Dieben warnten. Die Aufschriften waren nicht zu übersehen. Man hatte sie in roter Farbe gemalt.

Geld und Papiere waren in den seitlichen Hosentaschen verstaut, die sie dann mit Taschentüchern vollgestopft hatten. So waren sie vor Dieben relativ sicher.

Alfred stellte sich hin und wieder auf die Zehenspitzen, um einen besseren Überblick zu bekommen. Das Wirrwarr an

Sprachen konnte schon nervös machen, und gerade bei Randy kam noch die Angst um seinen Vater hinzu. Für ihn lief die Zeit viel zu schnell ab, in der sich einfach nichts tat.

Alfred streckte den Arm aus und deutete schräg nach rechts über einige Köpfe hinweg. „Da hinten müssen wir hin. Ich glaube, dort gibt es die Stände mit den Möbeln.“

„Dann kämpf dich mal vor!“ rief Ela, die von ihren Freunden in die Mitte genommen worden war.

Es glich wirklich einem Kampf. Mit einem normalen Gehen hatte das nichts mehr zu tun. Oft mußten sie die Leute regelrecht aus dem Weg schieben, aber auch sie wurden geschoben.

Randy hatte allmählich das Gefühl, als würde er neben sich selbst hergehen. Er wußte nicht mehr, wo er überall hinschauen sollte. Er kam sich vor, als befände er sich inmitten eines Films, wo er als Hauptakteur mitmischt.

Sie hatten allerdings Glück, denn dort, wo die angeblichen Antiquitäten verkauft wurden, drängten sich die Massen nicht so sehr. Der Platz lag an einer Gracht, die vom Sonnenlicht beschienen wurde. Über dem Wasser lagen leichte Dunstschwaden. Wie feiner Nebel stiegen sie in die Höhe und umwaberten die Brücken. Stand reihte sich an Stand. Wer dieser van Straaten war, konnte keiner sagen.

„Hat dieser Kerl den van Straaten nicht beschrieben?“ erkundigte sich Turbo.

Alfred nickte. „Natürlich. Das soll ein großer Kerl sein, vollbartig und immer eine Baskenmütze tragend. Sie ist so etwas wie sein Markenzeichen.“

„Der muß doch zu finden sein“, meinte Ela.

Sie fanden ihn nicht. Sie suchten jeden Stand ab, begegneten den unmöglichsten Typen, die als Verkäufer und Händler auftraten, und wurden oft angehalten und auf die besonders günstigen Preise hingewiesen, die man ihnen machen wollte.

Sie kauften nichts, denn hier haute jeder jeden übers Ohr.

An einem Stand, wo alte Uhren, zwei Schränke und mehrere Kleinformel sich in einem Halbkreis gruppierten, blieben sie stehen. Eine Frau mit roten Locken, eingehüllt in einen Poncho, hockte auf einer Kiste, aß Pommes frites mit einer gelben Soße und rauchte dabei eine filterlose Zigarette.

„Die frage ich jetzt!“ Ela war es leid. Sie beugte sich vor. Die Frau bemerkte die Bewegung und hob den Kopf.

„Sprechen Sie deutsch?“

Grüne Augen blickten Ela skeptisch an. Dann wischte ein gekrümmter Finger Soße aus dem Mundwinkel. Endlich folgte das Nicken.

„Wir suchen Herrn van Straaten!“

Die Frau legte die Tüte mit den Fritten zur Seite. „Ihr sucht ihn? Ich suche ihn auch.“

„Wieso?“

„Der hat mich hier alleine hocken lassen. Seit einer Stunde hängt er in der Kneipe herum, dieser faule Sack.“

„Wo denn?“ fragte Alfred.

„Gegenüber, in dem roten Haus. Die Kneipe heißt ‚Zum roten Stier‘. Da müßt ihr hin.“ Sie schnippte die Zigarette weg. „Was wollt ihr denn von ihm?“

„Nur mit ihm reden.“

„Bullen seid ihr nicht, dafür habe ich ein Auge. Geht es um Geschäfte?“

„So ist es.“

„Dann beeilt euch, sonst fällt van Straaten besoffen vom Hocker. Der ist schlimm.“

„Danke für die Auskunft.“

„Gern geschehen.“

„Endlich“, flüsterte Randy. „Endlich eine Spur. Es wurde

auch langsam Zeit."

Die Kneipe hatten sie schnell gefunden. Über der Tür leuchtete ein roter Stierschädel. Jemand hatte die Tür weit geöffnet und sie mit einem Keil festgeklemmt. Im Lokal war einiges los. Stimmengewirr und Qualm drangen nach draußen, dazwischen Gelächter oder mal der spitze Schrei einer Frau.

„Mann, ist das eine Höhle!" flüsterte Randy.

„Wollt ihr warten?" fragte Alfred.

„Nein, nein, wir gehen mit rein."

„Aber paßt auf."

Sie drängten sich hinein. Verschwitzte Gesichter starnten sie an. Manche Augen blickten überrascht, andere gleichgültig, wieder andere wütend über die Störung.

Freie Plätze sahen sie nicht. Die Kneipe selbst war nicht mehr als ein langer Schlauch, aber noch breit genug, daß an der Wandseite Tische aufgestellt werden konnten.

Gegenüber befand sich der lange Tresen, der dicht umlagert war. Hinter der Theke bedienten zwei Frauen und ein Mann. Sie schwitzten um die Wette, um den Wünschen der durstigen Gäste nachzukommen.

Viele Männer trugen Bärte, aber nur einer von ihnen hatte einen so mächtigen Vollbart, daß er selbst in diesem Wirrwarr auffiel. Auf seinem Kopf saß eine schwarze Baskenmütze.

„Das ist er!" zischte Randy, der van Straaten zuerst entdeckt hatte. Leider war er nicht allein. Mit zwei anderen Männern hockte er an einem Tisch und spielte Karten. Zwischen den dreien stand eine Flasche mit Genever, aus der sie sich bedienten.

„Hört zu!" flüsterte Alfred. „Ich werde mich um ihn kümmern. Bleibt ihr hier stehen."

Turbo drehte sich. „Wo denn?"

„Klemmt euch an die Wand."

„Ist gut.“

Sie fanden tatsächlich einen freien Fleck und schauten zu, wie Alfred den Bärtigen ansprach, der mit einer müde wirkenden Bewegung den Kopf hob, als der Schatten des Mannes über den Tisch fiel.

Alfred redete auf ihn ein. Die kleinen Augen in dem breiten Gesicht verengten sich noch mehr, aber van Straaten nickte, was die Freunde als positiv ansahen.

Alfred schien sich auf der Siegerstraße zu befinden, denn er zwinkerte ihnen zu.

Plötzlich stand van Straaten auf. Zu seinen Mitspielern sagte er etwas, und die Männer nickten. Er schaute kurz zu den Freunden hinüber, die rasch zur Seite blickten.

„Hier halte ich es nicht aus!“ stöhnte Ela und pustete ihr Haar aus der Stirn. „Da kriege ich kaum Luft.“

Randy faßte nach ihrer Hand und zog sie mit. Sie gingen hinter Alfred und van Straaten her.

„Wo landen wir denn jetzt?“ hauchte Ela.

„Das wirst du schon gleich merken.“

Alfred und van Straaten schlügen den Weg zur Hintertür ein, die der Holländer öffnete. Sekunden später schlüpfte auch das Schloß-Trio durch die Tür.

In einem Hinterhof fanden sie sich wieder. Trotz des Sonnenscheins war es hier düster, da der Hof von vier hohen Mauern eingegrenzt wurde. Zur Straße hin gab es eine schmale Einfahrt, die jedoch durch eine Holztür verschlossen war.

Van Straaten setzte sich auf eine alte Kiste und schaute zu den Freunden hoch, die ihn umstanden. Er sprach deutsch, nuschelte aber stark. Die Worte kamen nur undeutlich aus seinem Bartgestrüpp heraus. „Gehören die auch zu dir?“ erkundigte er sich mit leiser Stimme.

„Ja.“

„Kindergarten, wie?“



„Es hat schon seine Gründe, weshalb ich sie mitgenommen habe.“

Der Holländer hob die Schultern. „Ist mir auch egal. Hauptsache, die Kohle stimmt. Und die stimmt doch - oder?“

„Sicher.“

„Zeig her!“

Alfred griff in die Tasche. Er holte den Umschlag hervor, der ihm von Schmitz am Düsseldorfer Flughafen zugesteckt worden war. Alfred öffnete ihn und zog Scheine hervor.

Hunderter.

Zehn hielt er in der Hand und fächerte sie auseinander. „Das

wird dein Lohn sein, van Straaten!"

Als der Holländer nach dem Geld grapschte, zog Alfred blitzschnell die Hand zurück. „So einfach ist das nicht, mein Junge. Erst die Informationen.“

„Nein, nur nach der Anzahlung.“

Er bekam fünf Scheine, steckte sie weg und zündete sich eine halbzerdrückte Zigarette an. „Was willst du wissen?“

Das habe ich dir gesagt. Es geht um einen Mann namens Dr. Ritter. Er muß sich hier befinden.“

„Vielleicht.“

„Rede schon. Wenn er hier in Amsterdam ist, wo könnte er sich aufhalten?“

Van Straaten schaute auf die etwas abseits stehenden Freunde. „Das ist natürlich schwer. Amsterdam ist groß, wenn ihr versteht. Im Moment ist einiges im Umbruch. Da gibt es einen großen Guru, der viel Geld ausgespuckt hat.“

„Wofür?“

„Ich sage mal so. Technologie. Das Knowhow, wie man etwas baut.“

„Was denn?“ fragte Randy und kam näher.

„Könnt ihr euch das nicht denken?“

„Atom?“

Van Straaten grinste. „So könnte man es tatsächlich umschreiben, mein Junge.“

„Illegaler Technologietransport, so nennt man das“, erläuterte Alfred und nickte den Freunden zu. „Das ist ein verdammt heißes Thema in der letzten Zeit.“

„Klar.“ Van Straatens Bart bewegte sich, als er grinste. „Das kocht sogar über.“

„Hier in Amsterdam?“

„Man munkelt so einiges.“

„Was denn?"

Jetzt lachte der Holländer und rieb dabei Daumen und Zeigefinger gegeneinander. „Wenn etwas kocht, will ich was davon haben. Fünf Scheine sind nur die Hälfte, Alfred."

„Verstehe." Alfred holte die nächsten fünf hervor und drückte sie dem Bärtigen zwischen die dicken Finger.

„Wunderbar."

„Hör zu, van Straaten, wir haben nicht die Reise unternommen, um uns reinlegen zu lassen. Ich will Fakten, Tatsachen von dir hören."

Van Straaten steckte das Geld ein. „Nichts gegen dich, Alfred. Aber du bewegst dich auf einem verdammt dünnen Boden, dazu hast du dir noch die drei Vögel an den Hals gehängt. Du hast da in ein Wespennest gestochen, an dem sich schon bessere Leute die Finger verbrannt haben. Ich gebe euch einen Rat. Fahrt wieder nach Hause und schlaft euch aus. Das ist am besten."

„Dafür hast du die tausend Gulden nicht bekommen", erklärte Alfred. Er hatte seiner Stimme einen drohenden Klang gegeben.
„Du bist uns noch einiges schuldig."

Der Informant hob beide Hände und winkte ab. „Das weiß ich alles. Ich habe es nur gut mit euch gemeint. Das war die eine Seite, kommen wir zu der anderen. Wie gesagt, jemand ist dabei, sich eine gewisse Macht aufzubauen. Eine technologische zunächst, um dann überzuschwenken in den Bereich der Waffen. Er fängt mit dem Atom an."

„Wer ist dieser Jemand!"

„Einer, der sehr viel Geld hat."

„Ein Staat?"

Van Straaten legte die Stirn in Falten. „Ja, so ist es. Aber dahinter steht ein Mächtiger. Jemand, der den Staat lenkt und nicht aus Europa stammt."

„Araber, nicht?" fragte Ela.

„Richtig, Kleine. Wer es ist, spielt keine Rolle, das weiß ich selbst nicht, aber es ist ein arabisches Land, das sich dieses geheime Wissen aneignen will. Man kann sich Formeln kaufen, okay, das klappt hin und wieder. Aber man ist besser beraten, wenn man sich die Männer schnappt, die diese Formeln und Projekte entwickelt haben. Begreift ihr jetzt?“

„Die Wissenschaftler!“ stieß Randy hervor.

„Genau, du Schnellmerker. Dieser große Guru im Hintergrund hat mit all seinem verdammten Geld ein gewaltiges Netz gespannt. Ich nenne ihn die Spinne oder den Atomspion. Er holte sich aus allen Teilen der Welt gewisse Leute zusammen, die ihn bei seinen Plänen unterstützen. Diese Männer und auch Frauen bekommen alles in diesem Land, zumeist aber Druck. Es bleibt ihnen nichts anderes übrig, als zu tun, was man von ihnen verlangt. So und nicht anders sieht es aus.“

Alfred nickte. „Das war gut gesprochen. Ich möchte jedoch wissen, wie weit die Pläne gediehen sind?“

„Keine Ahnung.“

„Moment, van Straaten. Du kennst dich in Amsterdam aus. Mir geht es nicht um das arabische Land. Ich will von dir wissen, was hier geschehen ist. Wie weit man hier ist.“

„Es sind einige Leute hergeschafft worden.“

„Eben diese Wissenschaftler?“

„Genau.“

„Wie viele sind es?“

„Keine genaue Ahnung. Vielleicht drei oder vier. Jedenfalls Spezialisten, die in das arabische Land gebracht werden, um die entsprechenden Waffen herzustellen.“

„Bist du sicher, daß sie sich noch in der Stadt befinden?“ Das war eine wichtige Frage, und auch das Schloß-Trio wartete voller Spannung auf die Antwort.

„Man munkelt, daß sie noch hier sind.“

„Weshalb?" fragte Randy schnell.

„Weil sie noch auf einen weiteren Mann warten. Da hat es wohl Schwierigkeiten gegeben."

„Da ging es bestimmt um deinen Vater!" hauchte Ela so leise, daß van Straaten nichts verstand.

„Kann sein."

„Kennst du das Versteck?" fragte Alfred.

„Nein, dann wäre ich doch meines Lebens nicht mehr sicher. Um Himmels willen. Aus dieser Connection halte ich mich tunlichst heraus."

„Aber du kennst dich aus."

„Etwas."

„Hast du Kontakte geknüpft?" fragte Alfred weiter.

Van Straaten lachte auf. „Bist du verrückt? Ich will doch am Leben bleiben."

„Weiβt du denn, wer dahinter steckt? Wo sich die Leute hier in Amsterdam aufhalten? Sind Namen gefallen?"

„Es muß eine internationale Bande sein. Der Araber hat genügend Geld, um die Leute zu kaufen. Die operieren überall auf der Erde. Sie machen auch nur die Drecksarbeit, entführen die Leute, schaffen sie irgendwohin, den Rest übernehmen andere."

„Wie kann man denn am besten von hier aus jemand außer Landes schaffen?" fragte Turbo.

Van Straaten grinste. „Nichts einfacher als das. Amsterdam ist eine Hafenstadt. Noch immer spielt das Schiff eine der Hauptrollen. Kennt ihr den Hafen?"

„Nein."

„Da braucht ihr Wochen, wenn nicht Monate, um ihn zur Hälfte kennenzulernen. Im Hafen und auf den Schiffen gibt es Tausende von Verstecken. Eher findet ihr in einer Gracht einen

Goldklumpen als dort eine Ware, die außer Landes geschmuggelt werden soll. Es gibt da zahlreiche Verbindungen und Kanäle, die niemand durchschaut."

„Können Sie uns nicht einen Tip geben?" fragte Alfred.

„Schwer, sehr schwer." Van Straaten verzog das Gesicht. „An die Araber kommt ihr nicht heran, und mit den Killern würde ich mich an eurer Stelle nicht abgeben, die schießen sofort."



Das alles hörte sich so deprimierend an, vor allen Dingen für Randy, dessen Hoffnung, den Vater doch noch wiederzufinden, allmählich schwand. Er ging zur Seite. Niemand sollte sehen, wie es in seinen Augen feucht glänzte. Er spürte die Angst, den Druck, das Zittern. Dieses Amsterdam war eine wahre Hölle.

Sein Blick schweifte über den Hof. Was van Straaten noch erzählte, bekam er kaum mit. Er hatte das Gefühl, in einem dicken Dunstkreis zu stehen, der nur ihn umgab.

Einmal sah er auch zur Tür der schmalen Einfahrt. Das Holz war fleckig und feucht. Einen Riegel oder ein Schloß konnte er nicht erkennen.

Dafür bewegte sich die Tür.

Und zwar sehr langsam, als würde sich derjenige, der sie aufdrückte, nicht so recht trauen, den Hinterhof zu betreten. Nur spaltbreit blieb die Tür geöffnet, aber doch gerade weit genug, damit etwas Langes, Schwarzes hindurchgeschoben werden konnte.

Das sah aus wie der Lauf einer Waffe!

Randy erstarrte. Er wartete noch zwei Sekunden ab. Die anderen hatten nichts bemerkt, nur er.

Nein, das sah nicht nur wie ein Waffenlauf aus, das war auch einer. Die Mündung zielte auf Alfred oder van Straaten.

„Vorsicht! Weg da!“ brüllte Randy.

Im nächsten Augenblick überstürzten sich die Ereignisse...

Alfred reagierte blitzschnell. Aus dem Stand warf er sich zurück. Ein nahezu artistischer Sprung brachte ihn in die Deckung einiger Mülltonnen. Turbo war kaum weniger schnell. Er riß Ela Schröder so hart zur Seite, daß das Mädchen aufschrie.

Zu hören war nichts.

Van Straaten zuckte allerdings plötzlich zusammen. Er hatte nicht so schnell reagiert. Als wäre er von einem Schlag getroffen

worden, so kippte er von der Kiste, wälzte sich auf dem Boden umher und stöhnte.

Randy schaute zur Tür.

Er sah den Waffenlauf nicht mehr, wußte jedoch, daß der Unbekannte einen Schalldämpfer auf die Mündung geschraubt hatte, denn ein richtiger Schuß war nicht zu hören gewesen.

Alfred wirbelte herum. Er lief auf van Straaten zu und scheuchte die Freunde zurück in die Deckung.

„Was ist?“

Van Straaten hielt seine Schultern. „Der Hundesohn hat nicht richtig getroffen. Es... es geht schon. Ich... ich glaube, daß es klappt. Eine Kugel in der Schulter. Haut ab, ich komme schon zurecht. Hol dir diesen Kerl, diesen Killer.“

„Wer könnte es gewesen sein?“

„Bestimmt einer von den Arabern.“

„Ist gut.“

Alfred drehte sich um und schaute zu den schreckensbleichen Freunden hinüber. „Da seht ihr, was los ist. Verdammt, wärt ihr doch nur zu Hause geblieben.“ Er war außer sich.

„Was sollen wir denn tun?“ rief Randy.

„Wißt ihr noch, wie das Hotel heißt, in dem wir wohnen werden?“

„Ja.“ Ela nickte.

„Dann laßt euch dort hinbringen und wartet.“

„Und du?“

Alfred lachte auf. „Ich werde versuchen, mir den Killer zu schnappen.“

„Aber den hast du nicht gesehen!“ rief Turbo.

Alfred rannte auf die Tür zu. „Er aber mich. Und das ist meine Chance. Bis später...“

„Hoffentlich!“ flüsterte Ela mit bebenden Lippen...

5. Jagd auf Leben und Tod

Alfred hatte die Tür mit wenigen Schritten erreicht, öffnete sie vorsichtig und schaute in den düsteren Schlauch der schmalen Einfahrt hinein, ohne einen Menschen zu entdecken. Dafür wehte ihm ein widerlicher Geruch entgegen, denn an den beiden Wänden hatten irgendwelche Umweltverschmutzer ihren Dreck abgeladen.

Am Ende des Schlauchs strömten Menschen von rechts nach links und umgekehrt vorbei. Die schmale Gasse führte am Rand des Flohmarkts entlang.

Wo sie endete, war Alfred unbekannt. Er wußte nur, daß der heimtückische Schütze in diesem Gewühl ausgezeichnet untertauchen konnte und Alfreds Chancen, ihn zu finden, sich allmählich dem Nullpunkt näherten. Trotzdem wollte er nicht aufgeben, auch wenn es für ihn persönlich gefährlich werden konnte, da der Killer ihn kannte.

Er trat hinaus und blieb erst einmal stehen. In welche Richtung sollte er laufen?

Wandte er sich nach rechts, würde er sich dem Flohmarkt nähern. Alfred konnte sich kaum vorstellen, daß der Verbrecher sich in das Gewühl stürzen würde. Wahrscheinlich befand er sich unterwegs zu seinen Auftraggebern, die er so rasch wie möglich erreichen wollte.

Noch wartete Alfred im Schatten der Einfahrt und dachte darüber nach, was geschehen war. Von neuem ließ er die schlimme Szene vor seinem geistigen Auge abrollen.

Das Öffnen der Tür, der Waffenlauf, dahinter eine Gestalt, die er leider nicht genau hatte erkennen können. Ihm war jedoch in Erinnerung geblieben, daß diese Gestalt etwas Helles getragen hatte. Vielleicht eine Jacke oder einen kurzen Mantel...

Alfred stellte sich auf die Zehenspitzen und schaute über die

Köpfe der Passanten hinweg.

Sein Blick traf eine der zahlreichen Grachten. Nicht weit von ihm entfernt befand sich auch eine der Anlegestellen. Das Kassenhäuschen stand oberhalb auf dem Gehsteig. Dort mußte man die Karten kaufen, um anschließend über eine lange Treppe hinunter zur Gracht zu gehen.

Da gerade mehrere Personen die Treppe hinabstiegen, ging Alfred davon aus, daß ein Schiff bald ablegen würde.

Sollte der Killer diesen Weg genommen haben?

Alfred mußte sich entscheiden. Er konnte nicht ewig in der Einfahrt stehen und warten.

Er holte seine Sonnenbrille aus der Tasche und setzte sie auf. Die Sonne selbst hatte schon eine etwas rötliche Farbe angenommen. Es würde nicht mehr lange dauern, bis sie verschwunden war. Noch aber blendete sie stark.

Alfred ließ sich jetzt von dem Menschenstrom aufnehmen und in Richtung der Anlegestelle treiben. Glücklicherweise hatte sich keine Schlange vor dem Kartenhäuschen gebildet. Nur zwei Passagiere standen vor ihm.

Alfred suchte nach Geld und schaute dabei die Treppe hinab. Eine Familie mit drei Kindern schritt auf das Boot mit dem Glasdach zu, dahinter kam ein älteres Ehepaar, und vor der Familie betrat gerade eine einzelne Person das Schiff.

Es war ein Mann.

Er trug einen schwarzen Hut mit steifer Krempe - und eine helle Jacke. Alfred durchzuckte es wie ein Schlag. War das dieser Kerl? Sollte er tatsächlich soviel Glück haben?

Die Frau im Kassenhäuschen mußte ihn zweimal ansprechen, bevor er reagierte und eine Karte kaufte. Sie wurde sofort gelöst. Er nahm die Stufen hinab nicht zu schnell, da er auf keinen Fall Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollte.

Der Mann mit dem Hut befand sich bereits auf dem Schiff.

Auch Alfred ging an Bord. Er zog den Kopf ein und spürte sofort die fast schon unerträgliche Hitze, die auf dem Boot herrschte. Unter dem Glasdach hatte die Sonne die Luft regelrecht aufgeheizt.

Wo befand sich der Hutträger?

Alfred schaute nach rechts zum Bug des Schiffes. Eine blonde Frau stand dort. Sie trug eine leichte, hellblaue Uniform und unterhielt sich mit dem Fahrer oder Kapitän des Schiffes.

Dicht hinter den beiden entdeckte Alfred den Mann. Er war dabei, sich in einen Sitz zu quetschen.

Alfred stellte mit Genugtuung fest, daß die schmale Bank hinter dem Mann noch nicht besetzt war. Bevor ein anderer dort einen Platz finden konnte, schlüpfte Alfred schnell in die Bank. Er setzte sich an das Fenster und schielte über die Rückenlehne des Vordersitzes hinweg.

Der Kerl saß nicht allein. Direkt vor Alfred hockte noch ein zweiter, dessen Gesicht er leider nicht sehen konnte. Dafür hörte er ihn mit einer rauh klingenden Stimme flüstern.

Was die beiden sprachen, verstand Alfred nicht. Den kehligen Lauten nach zu urteilen, unterhielten sie sich in einer arabischen Sprache.

Hier bin ich richtig, dachte Alfred. Er hatte einfach das Gefühl, sich nicht geirrt zu haben.

Über seine Lippen glitt ein Lächeln. Er beglückwünschte sich zu dem Entschluß, das Boot betreten zu haben. Der Killer hockte praktisch in einer Falle.

Hätte sich Alfred allerdings umgedreht, wäre ihm das Lächeln im Hals steckengeblieben, denn als letzte Passagiere betraten drei Jugendliche das Boot.

Randy, Turbo und Ela - das Schloß-Trio...

Wenn sie schon in Amsterdam waren, wollten sie auf eine Grachtenfahrt nicht verzichten...

Die Frau an der Kasse war sehr freundlich gewesen und hatte ihnen erklärt, daß sie ihr Ziel, das Hotel, auch mit einem der Schiffe erreichen konnten, denn in unmittelbarer Nähe befand sich eine Anlegestelle. Es schien reizvoll, und sehr eilig hatten sie es nicht. Außerdem war es nicht gerade ihr Fall, in einem Hotel abzusteigen, wo man sie nicht kannte, zumal sie sich auch nicht in Begleitung eines Erwachsenen befanden.

Da die Sitzbänke für nur jeweils zwei Personen Platz boten, hockten Randy und Ela zusammen. Turbo hatte sich auf die andere Seite gesetzt. Zwischen ihnen befand sich der Mittelgang.

Um diese Zeit war das Boot knapp zur Hälfte belegt. Hinter ihnen schloß jemand die Eingangstür. Jetzt konnte kein weiterer Passagier mehr an Bord.

Pustend atmete Ela aus. „Das hätten wir geschafft“, sagte sie und fügte hinzu. „Himmel, ist mir heiß.“ Sie strich mit beiden Handflächen über das verschwitzte Gesicht.

„Frag mich mal“, sagte Turbo.

„Außerdem muß ich immer an van Straaten denken. Was der wohl jetzt macht?“

„Er hat uns doch gesagt, daß er es schafft“, sagte Randy.

„Glaubst du es auch?“

„Ja, Ela.“

„Wie du meinst.“

Die Stimme der Fremdenführerin ließ sie verstummen. Die blonde Frau am Bug begrüßte die Fahrgäste zunächst in der niederländischen Sprache, danach in englisch, dann in deutsch.

Sie redete ein paar Worte über die Fahrtroute und erzählte auch davon, daß sie an einigen Sehenswürdigkeiten vorbeifahren würden, die man unbedingt gesehen haben mußte.

Was das im einzelnen war, interessierte die Freunde nicht, sie hatten andere Sorgen.

Besonders Randy, der ziemlich blaß aussah und den Gedanken an seinen Vater einfach nicht los wurde. Er hoffte nur, daß sie den richtigen Weg eingeschlagen hatten.

Das Boot schob sich schwerfällig hinaus in die Gracht, wurde von Wellen erfaßt und schaukelte wie ein altes Floß. Bevor es die Mitte der Wasserstraße erreichte, glitt an der linken Seite noch ein schnelles Motorboot vorbei. Zwei Männer hockten darin, lachten und winkten den Passagieren zu.

„Mit so einem Boot zu fahren, muß auch Spaß machen“, sagte Ela.

„Willst du das denn?“

„Wäre nicht schlecht.“

Randy winkte ab. „Ich bin nur froh, wenn alles heil und glücklich überstanden ist.“

„Wir alle“, sagte Turbo.

Ela nickte bloß und beschattete ihre Augen, da ihr die Sonnenstrahlen direkt ins Gesicht fielen. „Wie es wohl Alfred ergangen ist? Ob er den Killer gefunden hat?“

„Das wird schwer sein“, sagte Randy.

Ela nickte. „Befürchte ich auch.“

„Hat Alfred eine Waffe?“ fragte Turbo.

„Nein!“ antwortete Randy fast entrüstet. „Der kann auf diese Dinger verzichten.“

„Das ist ja das Tolle an ihm!“ schwärmte Ela. „Alfred macht alles mit Köpfchen.“ Sie tippte gegen ihre Stirn. „Außerdem haßt er Waffen, ich übrigens auch.“

Die Jungen nickten zustimmend. Sie waren ebenfalls keine Freunde irgendwelcher Schußwaffen.

Vor ihnen lag eine ruhige Fahrt. Man konnte sich daran gewöhnen. Schon bald kamen sie sich vor, als würden sie in einem Bett liegen und auf diesem durch die Gracht gezogen

werden.

Das sanfte Schaukeln schlaferte ein, hinzu kam die Hitze, und wäre nicht die Stimme der Fremdenführerin gewesen, wären sie vielleicht eingeschlafen. So wurden sie durch deren Erklärungen immer wieder hochgeschreckt.

„Kann die nicht aufhören?“ maulte Turbo.

„Wieso denn? Andere Fahrgäste haben dafür bezahlt, daß sie mit Informationen bedient werden.“

„Na ja, aber...“

„Schau dir lieber die Gegend an“, sagte Ela.

Es gab viel zu sehen. Die alten Häuser, die historischen Gebäude der Zünfte, die noch aus dem Mittelalter stammten, als die Niederlande eine Weltmacht gewesen waren. Dann die kleinen Brücken, die am Ufer liegenden Hausboote, die ihnen manchmal vorkamen wie lange, dunkle Schatten, das Sonnenlicht... es war einfach schön, sich durch die Grachten schaukeln zu lassen.

Hin und wieder erhoben sich Fahrgäste von ihren Plätzen, um durch das Glasdach in den Himmel zu schauen oder den Turm einer Kirche besser sehen zu können.

Dann klickten die Fotoapparate, denn jeder wollte die Motive der Rundfahrt als Erinnerung auf seinen Film bannen.

Die Freunde fühlten sich irgendwie träge. Sie hingen auf den Sitzen, manchmal hatten sie die Augen fest geschlossen, dann wiederum blinzelten sie müde in die Sonne.

„Wenn das noch lange dauert, schlafe ich ein“, sagte Ela.

„Es ist doch nur die kleine Rundfahrt.“

„Ach so. Kommen wir auch in den Hafen?“

„Ein Stück, glaube ich.“

„Ich finde es riesig, wenn ich die tollen Ozeandampfer sehen kann. Auf dem Rhein quälen sich ja nur müde Frachter herum.“

Das andere aber ist scharf."

Wieder stand ein Passagier auf. Die Freunde schauten kaum hin, doch plötzlich saß Turbo steif wie ein Brett.

„Ach du Schreck“, flüsterte er.

„Was ist denn?“ Ela, die am Fenster stand, beugte sich an Randy vorbei.

„Da... da vorn ist Alfred.“

„Du spinnst.“

„Nein, das ist er tatsächlich!“

Turbo hatte derart ernst gesprochen, daß auch Ela und Randy hinschaute.

Das Mädchen hüpfte plötzlich von seinem Sitz hoch.
„Mensch, Randy, er hat recht. Das ist wirklich Alfred, der aufgestanden ist, um nach draußen zu schauen.“

Randy sagte nichts. Er war mehr als erstaunt. Nur, so fragten sich die drei Freunde, wieso kam Alfred ausgerechnet in dieses Boot. Er hatte doch den heimtückischen Schützen verfolgen wollen.

Ela sprach ihre Gedanken laut aus. „Verflixt, ob sich der Kerl auch auf dem Boot befindet?“

Turbo wiegte seinen Kopf hin und her. „Allmählich gehe ich davon aus. Ich glaube nämlich nicht, daß Alfred hier nur eine Spazierfahrt machen will. Der hat etwas im Sinn.“

Ela schluckte den unsichtbaren Kloß in der Kehle hinunter.
„Wißt ihr eigentlich, was das bedeutet? Der Killer hier auf dem Boot, wo so viele Menschen sind?“

„Mal den Teufel nicht an die Wand!“ zischte Randy.

„Das muß ich aber.“

„Ja, ich weiß. Aber das ist die...“ Ihm fiel das passende Wort nicht ein. Dafür wischte er den Schweiß aus seinem Gesicht.

Alfred hatte sich wieder hingesetzt. Das behäbig wirkende

Boot glitt unter einer Brücke hindurch und in eine sehr breite Wasserstraße hinein, die schon fast dem Vergleich mit einem kleinen See standhielt. An seinem Ufer standen nicht nur die altbekannten Amsterdamer Häuser, auch zwei Anlegestellen waren dort gebaut worden. Auf eine davon schaukelte das Boot zu.

„Ob Alfred wohl aussteigt?“ fragte Ela.

„Dann werden wir ihn verfolgen.“

„Randy, ich habe das Gefühl, in der Falle zu hocken. Da kannst du sagen, was du willst.“

„Keine Sorge, ich sage schon nichts.“

Das Boot glitt im schrägen Winkel auf die Anlegestelle zu. Fast sah es so aus, als wollte es mit seinem Bug den Steg rammen, doch der Kapitän war ein Könner seines Fachs. Auf den Punkt brachte er sein Gefährt mit der Steuerbordseite an die Anlegestelle heran, wo Helfer bereitstanden, die es vertäuteten.



Wieder meldete sich die Fremdenführerin. Sie verabschiedete sich von den Passagieren, die aussteigen wollten, und erklärte, daß die Fahrt in fünf Minuten fortgesetzt werden würde.

Turbo rieb seine Handflächen an den Hosenbeinen trocken.
„Und was machen wir jetzt?“

„Warten“, erwiederte Randy.

„Worauf?“

„Sei nicht so nervös.“ Er hatte sich genau gemerkt, wo Alfred saß. Einen Sitz vor ihm erhob sich ein Mann. Er sah aus wie ein Araber. Seine dunkle Haut paßte zu dem rabenschwarzen Haar, das von einigen grauen Strähnen durchzogen war.

Auch der Mann neben ihm hatte seinen Platz verlassen. Inzwischen wurden die beiden Ausstiegstüren geöffnet.

Der zweite Mann trug einen schwarzen Hut und eine helle Jacke. Beide Männer nickten sich zu. Der Araber blieb, der andere, in der hellen Jacke, lief mit elastischen Schritten auf den Ausgang zu.

Da stand auch Alfred auf.

Es war klar, daß er hinter diesem Mann herwollte. Er hatte sich in den Mittelgang gedrückt, um die Verfolgung aufzunehmen, doch er kam nur einen Schritt weit.

Der Araber hob seine rechte Hand - und schlug plötzlich und unerwartet zu...

Alfred spürte den Hieb im Nacken. Zuerst war der Schmerz da, der sich blitzschnell ausbreitete, dann folgte ein dumpfes Gefühl, und plötzlich sah er Sterne vor seinen Augen zerplatzen.

Alles drehte sich vor seinen Augen. Die Fremdenführerin, der er entgegenfiel, schien der Mittelpunkt des Kreises zu werden. Sie wirbelte ständig um die eigene Achse, und Alfred konnte sich nur mühsam an einem der Haltegriffe abstützen.

Ihm war, als hätte man ihn in einen Schwamm gesteckt. Bewußtlos wurde er nicht, aber er war ziemlich angeschlagen.

Dann hörte er das Schreien der Passagiere und spürte, wie ihn eine kräftige Hand an der Schulter packte und hochhievte, um ihn aus dem Weg zu räumen.

Alfred riß weit die Augen auf.

Er starnte direkt in das Gesicht des Arabers. Die braune Gesichtshaut hatte sich in zahlreiche Falten gelegt, der Mund war zu einem bösen Grinsen verzogen, und in den Augen leuchtete der Tod.

Alfred reagierte automatisch. Der andere Kerl war ihm entwischt, diesen hier durfte er nicht entkommen lassen. Van Straaten, der Nachrichtenhändler, hatte ihm die richtige Spur gewiesen.

Alfred winkelte die Arme an und stieß sie vor. Mit dem Ellenbogen erwischte er den Kerl an der Brust. Der Mann wurde bis in seinen Sitz zurückgeschleudert und stieß mit dem Hinterkopf gegen die Scheibe.

Aber er kam wieder hoch.

Alfred stand noch ziemlich schwach auf den Beinen. Er hatte ausgeholt, um den Mann wieder zu treffen, doch der war diesmal schneller.

Mit dem Kopf stieß er gegen Alfreds Brust. Nun fielen beide zurück, denn Alfred hatte sich an dem anderen festgeklammert. Der keuchte, trat um sich, aber Alfred ließ sich nicht so schnell abschütteln.

Vom Steg her wollten andere Männer dazwischengehen, doch plötzlich tauchte der Kerl in der hellen Jacke wieder auf, zog eine Waffe und scheuchte die Leute zurück.

Dann holte er sich einen der Männer heran und befahl ihm, die Täue zu lösen. Der Mann verzichtete darauf, den Helden zu spielen. Er tat, was man von ihm verlangte.

Inzwischen kämpften Alfred und der Araber weiter. Sie waren zwischen zwei Sitzen eingeklemmt und konnten sich kaum

bewegen. Alfred hatte es leider nicht so gut erwischt, denn er lag unter seinem Gegner und starrte in dessen Gesicht und auf die weißen Zahnreihen, denn der Araber hatte den Mund vor Anstrengung verzerrt.

Plötzlich stieß der mit dem Kopf zu. Zum Glück traf er nicht richtig, und Alfred war es inzwischen gelungen, den Mann mit dem Knie wieder in die Höhe zu stemmen und sich so etwas mehr Platz zu verschaffen.

In der Nähe fuhr ein größeres Schiff vorbei. Die Wellen erfaßten das Ausflugsboot und trieben es vom Steg weg. Langsam schaukelte es dem offeneren Wasser zu. In diesem Augenblick sprang der Araber jäh auf. In seiner Hast stieß er gegen die Bank, stolperte zurück und erkannte dann, daß er trockenen Fußes nicht mehr wegkam, zumal sich an der Anlegestelle eine Menge Zuschauer versammelt hatten. Sein Partner aber hatte sich dünne gemacht.

Da drehte er durch.

Bevor Alfred noch eingreifen konnte, hatte er seine Waffe gezogen, huschte zur Seite und preßte die Mündung gegen den Nacken des Kapitäns. „Los!“ schrie er auf englisch. „Los, ich will, daß du weiterfährst. Los, zum Teufel, fahr endlich!“

Er war völlig von der Rolle und sah sich von Feinden schier umzingelt. Er mußte angreifen, eine andere Möglichkeit gab es für ihn nicht mehr. Jeder Fluchtweg war versperrt.

Das wußte auch Alfred, und er wußte auch, daß angeschlagene Gegner die gefährlichsten sind. Die konnte man dann schon mit Raubtieren vergleichen. Eine falsche Bewegung nur, und der Mann würde schießen.

„Tun Sie um Himmels willen, was er von Ihnen verlangt!“ rief Alfred dem Kapitän auf deutsch zu. „Tun Sie es!“

„Und... und dann?“

„Fahren Sie, mein Gott!“

Der Kapitän stellte den Motor an. Am Ufer liefen noch mehr Menschen zusammen. Auch Polizeiuniformen waren zu sehen. Die Beamten sprachen in ihre Walkietalkies.

Es würde eine Hetzjagd geben, die sich gewaschen hatte, davon war Alfred überzeugt.

Die Fremdenführerin wollte den Ausgang schließen. „Nein!“ brüllte der Araber, „nicht!“

Erschreckt zuckte die junge Frau zurück.

Der Mann schaute sich um. Seine Augen glänzten wie im Fieber. Schnaufend atmete er durch die Nase. Alfred hoffte, daß er sich wieder etwas entspannt hatte.

„Wie geht es weiter?“ fragte er den Mann auf englisch.

„Laß das meine Sorge sein!“

„Du sitzt in der Falle.“

„Bestimmt nicht.“

„Wie heißt du?“

„Gamal.“

„Okay, Gamal, ich bin unbewaffnet, das weißt du. Wir können über alles reden, aber wir beide - klar?“

Der Araber grinste. „Ich lasse mich nicht reinlegen, verflucht noch mal.“

„Wie willst du denn hier wegkommen?“

„Mit einem Boot!“

Alfred lachte. „Mit dem hier?“

„Nein, ich kriege ein anderes.“

„Da bin ich mal gespannt.“

„Das kannst du auch.“

Tatsächlich tauchten auch andere Boote auf. Sie gehörten aber der Schutzpolizei und kreisten das Ausflugsschiff von drei Seiten ein.

Durch die offenen Türen drang der Schall einer megaphonverstärkten Stimme. Auch der Beamte sprach vorsorglich englisch, Zeugen hatten einen arabisch aussehenden Mann gemeldet, damit er von Gamal verstanden wurde.

„Geben Sie auf. Sie haben keine Chance. Das Boot ist längst umgestellt worden!"

„Du, du!" zischte Gamal und meinte damit die Fremdenführerin, die zusammenzuckte. „Sage ihnen, daß ich etwas haben will. Sie sollen mir ein Schnellboot besorgen."

Die Frau nickte nur.

„Sag es!" brüllte Gamal.

„Machen Sie schon! Er meint es ernst." Erst nach Alfreds Worten setzte sich die Fremdenführerin in Bewegung.



Die junge Frau stand wie unter einem Schock. So etwas hatte sie noch nie erlebt. Sie lief zum offenen Ausstieg und winkte mit beiden Armen.

Das am nächstenliegende Patrouillenboot rauschte herbei und stoppte dicht neben der Steuerbordseite des Ausflugsboots.

„Er will ein Rennboot!“ rief die Frau. „Ein Rennboot zur Flucht.“

„Sagen Sie ihm, daß er nicht weit kommen wird!“

„Nein, er...“

„Komm her!“ brüllte Gamals, der nichts von dem Gespräch verstehen konnte. „Komm her!“

Die Frau drehte sich um. Noch immer berührte die schallgedämpfte Mündung den Nacken des Kapitäns. „Ich will es haben, vollgetankt, und innerhalb der nächsten fünfzehn Minuten. Sag ihnen das. Wenn nicht, schieße ich um mich.“

„Ja, ist gut!“ Wieder übersetzte sie den Beamten die Forderungen des Arabers.

Alfred stand breitbeinig da und lehnte mit dem Rücken gegen einen Sitz. Er fühlte sich so hilflos, dieser Gamal mit seiner Waffe war allen über.

Weiter hinten im Boot drückten sich die drei Freunde in die Sitze. Sie hatten es versäumt von Bord zu gehen. Jetzt erlebten sie hautnah mit, wozu Menschen fähig waren.

Zitternd kehrte die Fremdenführerin zurück. Sie nickte einige Male sehr heftig. „Das Boot kommt.“

Über Gamals schweißnassem Gesicht huschte ein kaltes Grinsen. „Das wollte ich euch auch geraten haben.“

„Du wirst nicht entwischen“, sagte Alfred, „glaub das nur nicht.“

„Ach ja?“ Gamal lachte. „Glaubst du denn, daß ich mich allein auf die Reise begeben werde? So dumm kannst nur du denken. Es sind genügend hier, die mich begleiten können. Keine Sorge, ich habe schon andere Dinge geschaukelt. Und ich lasse mir vor allen Dingen nicht von Leuten wie dir in die Suppe spucken. Wir haben große Pläne, sehr große sogar. Da kannst du

sicher sein."

„Dein Land will die Bombe, wie?"

„Auch das. Damit fangen wir an. Daß die Wissenschaftler nicht freiwillig gekommen sind, ist ihr Pech. Deshalb müssen wir sie holen. Und wir haben sie schon."

„Auch Dr. Ritter?"

„Ich kenne die einzelnen Namen nicht."

„Er stammt aus Deutschland."

„Ja, natürlich. Der wurde uns neulich gebracht. Er war übrigens derjenige, der uns noch fehlte."

„Befindet er sich noch in Amsterdam?"

„Sicher."

„Wo?"

Gamal lachte Alfred an. „Ich bin nicht so dumm, dir eine Auskunft zu geben. Es ist schon zuviel verraten worden. Wir haben nicht geheim genug operiert. Van Straaten, diese kleine Ratte, bekam Wind davon. Aber das ist vorbei."

Wahrscheinlich befand sich Gamal in dem Glauben, daß der Holländer tot war. Alfred sah keinen Grund, ihm die Wahrheit zu sagen.

Die Zeit verstrich. Gamal wurde immer nervöser. Die drei Polizeiboote hatten keine Verstärkung mehr bekommen, aber die Beamten hockten mit schußbereiten Waffen in Lauerstellung an Deck.

Hin und wieder wandte Gamal den Kopf, ohne seine Haltung zu verändern. Er sah die Polizisten ebenfalls, lachte darüber und flüsterte: „Sie werden es nicht wagen, nein, sie werden es nicht wagen, auf mich zu schießen. Ich brauche nur mit dem Finger zu zucken, dann hat es den Kerl hier gegeben."

Alfred sagte nichts dazu. Er wußte ja, daß es stimmte. Vorsichtig drehte er den Kopf, um den langen Mittelgang

hinunterzuschauen. Er wollte feststellen, wie viele Menschen sich noch auf dem Boot befanden.

Sein Blick schweifte über die Sitze - die meisten davon waren nicht belegt -, plötzlich jedoch hatte er das Gefühl, innerlich allmählich zu vereisen.

Ziemlich weit hinten, dennoch erkennbar, saß jemand, den er gut kannte.

Randy Ritter!

Und wo der war, mußten auch die anderen beiden vom Schloß-Trio sein. Alfreds Magen zog sich zusammen. Er schwitzte noch stärker, fragte sich nicht, woher die Drei gekommen waren und was er falsch gemacht hatte. Er hoffte nur, daß sie sich ruhig verhielten.

Randy, der Alfreds suchenden Blick bemerkte, schrak zusammen. „Jetzt hat er uns entdeckt!“ wisperte er Ela zu.

„Und?“

„Das gibt Ärger.“

„Meinst du?“

„Und wie, Mensch.“

„Wenn doch nur das Boot schon hier wäre!“ flüsterte sie, „dann ginge es mir besser, glaube ich.“

„Meinst du?“

„Wieso? Was sollte sich denn...“

Randy winkte ab. „Nichts, Ela, nichts. Ich habe da nur meine Befürchtungen.“

„Das Boot!“ zischte Turbo.

Sie hörten schon den Motor. Es war einer dieser Wellenflitzer, die flach auf dem Wasser lagen und bei Vollgas sehr hohe Geschwindigkeiten erreichten.

Die Flunder wurde von einem Polizisten gesteuert. Der Rumpf leuchtete in einem knalligen Rot.

Langsam schob es sich durch eine Lücke zwischen zwei Polizeibooten heran. 1

Auch Gamal hatte es gesehen. Erleichtert lachte er auf.
„Endlich haben die kapiert.“ Sein nächster Befehl galt der jungen Frau. „Sag ihnen, daß sie steuerbord anlegen sollen.“

„Ja, ja.“

Die Frau lief zitternd zum Ausgang und gab den Befehl weiter. Der Fahrer hatte verstanden. Er winkte noch herüber. Das Lächeln auf dem Gesicht wirkte jedoch gequält.

Vorsichtig manövrierte er das Boot bis dicht an das Ausflugsschiff heran. Ein dumpfer Laut entstand, als beide Bordwände leicht zusammenstießen.

„Gut, gut“, lobte Gamal. „Alles wunderbar. Und jetzt geh zur Seite, Frau. Mach schon!“

Die Blonde drückte sich an der Steuerkonsole entlang, während Gamal urplötzlich und irgendwie grundlos auflachte. So jedenfalls dachte Alfred, aber der Kerl hatte etwas entdeckt.

„He, Mädchen, hoch mit dir!“

Seine Stimme hallte durch das Boot. Sie war auch von Ela und ihren Freunden gehört worden.

„Meint der mich?“ hauchte sie.

„Ich glaube ja“, flüsterte Randy.

„Auch das noch. Nein, ich will nicht...“

„Komm hoch!“

„Du mußt!“ flüsterte Turbo.

„Ich kann ja für dich gehen!“ entschied Randy. Er stand auf, auch Turbo wollte es tun, doch Gamal bestand mit kreischender Stimme darauf, Ela zu haben.

„Ich hole sie“, sagte Alfred.

„Wenn das ein Trick ist, dann...“

„Nein, es ist kein Trick.“

„Stimmt. Ich habe diese Gören ja in dem Hinterhof gesehen.
Nun gut, hole sie her.“

Alfred schritt wie zu seiner Hinrichtung. Die Vorwürfe wollten nicht aufhören, die er sich machte. Er schwor in diesem Moment tausend Eide, das Schloß-Trio nie wieder mitzunehmen, auch wenn sie ihn noch so sehr bedrängten.

Ela schaute ihm zitternd entgegen. Alfred beugte sich zu ihr herab. „Es tut mir so verdammt leid.“

„Ich weiß. Soll ich denn...?“

„Ja.“

„Wir holten dich raus!“ versprach Randy. „Ganz bestimmt
holen wir dich raus. Ich...“

„Du bist ruhig!“ zischte Alfred. Er reichte Ela die Hand. Das Mädchen stand zitternd auf. Alfred ließ Ela auch nicht los, als er sie durch den Mittelgang führte.

„Keine unnötigen Bemerkungen zu ihm. Der dreht sonst
durch. Der steht unter Strom.“

„Das habe ich gesehen.“

„Schneller, schneller!“ schrie ihnen Gamal entgegen. „Schlafst
nicht ein, verdammt!“

„Keine Sorge!“

Er wartete. Noch immer berührte die Mündung der Waffe den Hals des Kapitäns. Auch dieser Mann mußte Qualen erleiden. Er hatte sich die ganze Zeit über nicht vom Fleck rühren können.

„Komm her zu mir!“ flüsterte Gamal. „Komm her, Kleine!“

„N...“

„Geh schon!“ drängte Alfred, der den Araber nicht aus den Augen ließ. „Geh bitte...“

Ela Schröder nickte. Als Alfred seine Hand von der ihren löste, schrak sie zusammen. Zwischen dem Ausstieg und dem Araber blieb sie stehen, der sie mit der freien Hand noch näher

zu sich heranwinkte.

„Los, Kleine, los...“

Sie ging.

Den ersten Schritt, den zweiten. Ihre Augen hielt sie auf Gamal gerichtet. Ela sah nur sein Gesicht, eine glatte Maske, die aus einem Alpträum hätte stammen können.

Randy und Turbo warteten weiter hinten. Die beiden klebten auf ihren Sitzen und hielten die Hände wie zum Gebet gefaltet.

Dann war Ela da.

„Schön!“ rief Gamal und nahm die Waffe aus dem Nacken des Kapitäns, der nach vorn fiel und mit der Stirn das Ruder berührte.

Ela schaute in das Mündungsloch. Sie stand da wie aus Stein gehauen, die Arme hingen steif zu beiden Seiten des Körpers herab. Ihre Augen waren ausdruckslos. Irgendwo schien sie abgeschaltet zu haben und alles nicht mehr so mitzubekommen.

„Dreh dich um!“ befahl der Araber.

„Nein!“

Die Antwort floß schwach aus Elas Mund. Keiner hatte damit gerechnet, selbst sie nicht, denn sie schrak plötzlich zusammen, und auch Alfred bekam große Augen.

„Was sagst du da?“

„Nein!“

Das Mädchen stand unter einem ungemein starken Druck. Möglicherweise begriff sie nicht einmal, in welch einer Gefahr sie schwebte. Irgendwo in ihrem Innern war eine Blockade.

Aber nicht bei Gamal. Er packte blitzschnell zu und wirbelte Ela um die eigene Achse.

Jetzt hatte er ihren Rücken vor sich und stieß sie auf den Ausgang zu. Ela stolperte, brach beinahe zusammen, hielt sich am Sitz fest, da sah Alfred, daß die Mündung der Waffe nicht

mehr auf ihren Rücken wies.

Seine Handkante raste wie eine Säbelklinge nach unten. Gamal schrie auf. Er konnte die Waffe nicht mehr halten, sie rutschte ihm aus den Fingern, und Alfred sprang ihn an.

Beide prallten zusammen. Gamal wehrte sich. Er trat um sich, er kratzte, er biß, er riß sich los und sprang plötzlich auf den offenen Ausgang zu.

Die blonde Fremdenführerin warf sich zur Seite, sonst wäre sie umgerannt worden. Auch Alfred jagte auf den Ausgang zu. Er wollte den Mann unbedingt haben. Wenn jemand etwas wußte, dann war es der Araber.

„Nicht schießen!“ brüllte er, als er Gamal in den Rücken hechtete und ihn nach vorn drosch, so daß beide durch den offenen Ausgang stolperten und ins Wasser fielen...

Randy und Turbo hatte nichts mehr auf ihren Sitzen gehalten. Was genau geschehen war, hatten sie nicht mitbekommen, weil es einfach zu schnell ging.

Aber Ela war plötzlich frei.

Wie eine Rakete sauste Randy Ritter durch den Mittelgang. Turbo befand sich dicht hinter ihm.

Randy riß Ela zurück, zog sie zu Boden, warf sich über sie und deckte sie mit seinem Körper.

„Okay, okay!“ keuchte er. „Es ist alles okay. Du bist nicht mehr in Gefahr, bitte...“

Er hörte ihr Schluchzen und freute sich darüber, daß Ela überhaupt weinen konnte.

Turbo hatte sich an den beiden vorbeigedrückt. Neben der blonden Frau stand er am offenen Ausgang und schaute zu, was sich zwischen der Anlegestelle und dem Boot abspielte.

Zwei Männer kämpften dort um alles oder nichts!

Das schmutzige Grachtenwasser schwappte über Alfred zusammen, der während des Sprungs noch tief eingeaatmet hatte

und nun die Luft anhielt. Freiwillig wollte er nichts von dieser Brühe trinken.

Er hatte das Gefühl, als würde eine fremde Kraft seine Beine in die Tiefe zerren. Mit dem einen Fuß berührte er auch den Grund, stieß sich aber dann mit dem anderen durch eine strampelnde Bewegung ab, kam wieder in die Höhe und brach mit dem Kopf durch die Wasseroberfläche.

In Sekundenschnelle nahm er auf, was um ihn herum vorging. Er sah zwei Polizeiboote und die Männer an der Reling, die mit ihren Waffen auf das Wasser zielten.

„Nicht schießen!“ keuchte er und hustete, weil eine Welle Wasser in seinen Mund schwappte.

Wo steckte Gamal?

Er konnte nicht entwischen. Er war kein Fisch und mußte irgendwann auftauchen. Alfred trat Wasser und schaute sich um.

Die Anlegestelle, die Boote, die Menschen, das alles lag deutlich vor seinen Augen, aber der Araber war nicht zu sehen.

Mit weit ausholenden Kraulbewegungen schwamm Alfred in die offene Gracht hinein, gelangte so auf die andere Seite des Bootes und kam genau zum richtigen Zeitpunkt an, denn der Araber tauchte wieder auf. Er war unter dem Kiel des Bootes durchgeschwommen.

„Keine Chance!“ schrie Alfred.

Gamal holte aus. Als er zuschlug, blockte Alfred den Hieb nicht nur ab, er hielt auch das Gelenk des Mannes fest und drehte ihm den Arm auf den Rücken.

Ein Polizeigriff wirkt auch im Wasser. Gamal stöhnte auf, dann gurgelte er nur noch. Als er sich nach vorn beugen mußte, war sein Mund unter die Wasserlinie geraten. Prustend und spuckend schnappte er nach Luft.

Rettungsringe flogen heran und klatschten dicht neben Alfred auf die Oberfläche.

Er griff zu. Plötzlich waren auch andere Helfer da. Die Polizisten beugten sich über die Reling. Sie hievten zunächst den Araber an Bord, der sofort Handschellen angelegt bekam und trotzdem nicht aufhörte, wie ein Wilder zu toben.

Alfred schwamm zum Boot zurück. Er konnte allein hochklettern. Tropfnaß betrat er das Deck und schaute in die Gesichter der drei Freunde. Sie sahen sich an.

Jeder wollte etwas sagen, doch keiner bekam einen Ton heraus. Ela fiel Alfred plötzlich um den Hals. Sie weinte, so froh und glücklich war sie über ihre Rettung.

Auch den Jungen zitterten die Knie. Randy wischte immer wieder über sein Gesicht. Turbo tat es ihm nach, und Alfred starrte ins Leere, bis er plötzlich niesen mußte.

Jemand brachte ihm eine Decke. Als sie um seine Schultern lag, sagte er zu Randy: „Dein Vater ist noch in Amsterdam, Junge. Er ist noch hier, und wir werden ihn auch finden...“

6. Gamals Verhör

Zwei Stunden später!

Ein kahler Raum inmitten eines Polizeireviers. Auf einem schlichten Holzstuhl hockte Gamal, die Hände noch immer gefesselt. Er starrte in die Lampe und konnte daher die Männer nicht sehen, die dahinter saßen. Es waren niederländische Polizeioffiziere und ein Mann vom Geheimdienst, der sich vorerst zurückhielt. Seine Personalien hatte Gamal angegeben und sich ansonsten darauf berufen, daß er Ausländer sei.

Alfred hatte die Erlaubnis bekommen, beim Verhör zugegen sein zu dürfen, nicht aber die drei Freunde. Sie hockten draußen auf einer Wartebank im Gang.

„Also, Freunde, ihr bleibt hier so lange sitzen, bis ich wieder zurückkomme.“

„Dürfen wir wirklich nicht mit rein?“ fragte Randy.

„Nein.“

„Aber es geht um meinen Vater.“

„Das kann ich den Leuten auch erklären. Wenn ihr etwas essen oder trinken wollt, nicht weit entfernt da vorne steht ein Automat.“

„Durst haben wir nicht“, sagte Turbo.

„Ach, da ist noch etwas.“ Alfred strich über seinen Oberlippenbart. Er hatte sich neue Kleidung besorgt, die noch frisch roch. Besonders die Wildlederjacke.

„Was denn?“

„Der Gefangene hat das Recht, einen Anwalt während des Verhörs zu bekommen. Der Mann ist noch nicht da. Wundert euch also nicht, wenn jemand den Raum betritt.“

Randy schaute nach links. Vor der Tür stand ein Polizist, steif wie ein Denkmal. „Weiß der auch Bescheid?“

„Sicher.“

„Hoffentlich dauert es nicht zu lange. Wenn einer weiß, wo sich mein Vater befindet, dann ist es dieser Gamal, glaube ich.“

Alfred hob einen Finger. „Der wird auch reden, da bin ich mir ganz sicher.“ Er zwinkerte den Freunden noch einmal zu und verschwand hinter der Tür des Vernehmungszimmers.

Turbo nickte einige Male. „Wenn ich das schon höre. Da kommt ein Anwalt und paukt den wieder raus.“

„Nein“, sagte Randy. „So schnell geht das nicht. Geiselnahme ist ein schlimmes Verbrechen. Es waren auch genügend Zeugen dabei. Der kann sich nicht mehr rausreden.“

Ela stand auf. Sie war noch immer sehr blaß. So leicht schüttelte man einen solchen Schock nicht ab. „Ich hole mir etwas zu trinken. Soll ich euch was mitbringen?“

„Ja.“

„Was denn?“

„Ach - irgendwas“, sagte Randy.

„Okay.“

Die Jungen blieben allein zurück und preßten sich gegen die harte Lehne der Bank. „Daß es einen derart schlimmen Verlauf nehmen würde, hätte ich nicht gedacht“, flüsterte Randy. „Überlege mal, wie leicht das ins Auge hätte gehen können.“

„Klar.“

„Die Männer, die meinen Vater gekidnappt haben, sind unheimlich mächtig. Alfred erzählte, daß sie sich vier Wissenschaftler schnappten. Ich kann das nicht begreifen.“

„Ich auch nicht.“

„Mein Vater würde auch unter Druck nicht mit denen zusammenarbeiten. Der ist kein Verräter.“ Randy zog die Nase hoch. „Am liebsten würde ich losrennen und ihn suchen.“

„Wo denn?“

„Weiß ich auch nicht.“

„Du mußt darauf vertrauen, daß Gamal den Mund aufmacht. Das ist die einzige Chance.“

Ela kam zurück. Sie hörten ihre hastigen Schritte, die durch den Flur hallten.

„He, was ist das denn?“ wunderte sich Turbo. „Ela hat nichts geholt.“ Er stand auf.

Auch Randy erhob sich. Beide Jungen sahen Ela entgegen, die sehr schnell lief. Sie war vor Aufregung hochrot im Gesicht.

„Da ist was passiert!“ zischelte Turbo.

Keuchend blieb Ela vor ihren Freunden stehen. „Wißt ihr... wißt ihr, wen ich gesehen habe?“

„Nein.“

„Ich glaube, das war der aus dem Schloß.“

„Welcher?“ fragte Randy.

„Der mit den grauen Haaren.“

Randy winkte ab. „Wieso denn? Den hast du doch nicht bei uns gesehen, Ela.“

„Aber du hast ihn mir beschrieben, Randy.“

Der Junge wurde nachdenklich. „Das stimmt. Und wo hast du den entdeckt?“

„Am Automaten. Ich habe sofort kehrtgemacht und bin zu euch zurückgelaufen.“ Sie war noch immer aufgeregt, vielleicht auch deshalb, weil Randy ein noch immer zweifelndes Gesicht zog.

Turbo stellte sich auf die Seite des Mädchens. „Ela könnte recht haben. Die stecken doch hier alle zusammen.“

„Und was könnte der hier wollen?“ fragte Randy.

„Keine Ahnung.“

„Da kommt er!“ Ela hatte sich umgedreht. Sie schaute den langen, düsteren Flur der Polizeistation entlang. Hier gab es

nichts Gemütliches, kein Bild an der Wand, nicht einmal ein freundliches Gesicht.

Die Schritte des Mannes hallten ihm voraus. Ein Echo, hart, schon aufdringlich.

Randy schluckte. „Der Mann kennt uns“, sagte er.

„Ich werde sein Gesicht auch nicht vergessen!“ flüsterte Turbo.

„Versteckt euch doch!“

„Wo denn?“

Ela hob die Schultern. „Weiß ich auch nicht.“

„Außerdem würde sich der Polizist vor der Tür wundern, wenn wir uns jetzt irgendwie dünne machen.“

„Es ist sowieso zu spät!“ meldete sich Ela.

Für die beiden Jungen gab es nur eins. Bevor der Mann aufmerksam werden konnte, drehten sie ihm den Rücken zu. Sie blieben allerdings so stehen, daß sie ihn aus den Augenwinkeln beobachten konnten.

Nur Ela blieb cool. Sie schaute dem Ankömmling sogar so keck ins Gesicht, daß der sich etwas irritiert zeigte und den Kopf schüttelte. Er war sehr elegant gekleidet. Der dunkelgraue Anzug stand ihm gut. Die Krawatte war dezent gemustert und das Hemd hätte für ein Waschmittel Reklame machen können.

Randy und Turbo nickten sich zu. Das war der Kerl, der unmittelbar mit Dr. Ritters Entführung zu tun gehabt hatte. Randy bekam einen roten Kopf. Die Wut stieg in ihm hoch. Genau dieser Mann würde wissen, wo sich sein Vater jetzt befand.

Turbo merkte, was mit seinem Freund los war. „Mach jetzt keinen Unsinn“, flüsterte er. „Dreh nur nicht durch.“

„Keine Sorge.“

Der Grauhaarige blieb dort stehen, wo auch der Polizist

wartete. Er redete ihn in niederländischer Sprache an.

Die Freunde konnten nicht viel verstehen, aber das Wort Anwalt war ihnen geläufig.

So einfach ließ der Beamte den Grauhaarigen nicht passieren. Der Mann mußte sich ausweisen, was er mit einer lässig wirkenden Geste tat. Erst dann war der Uniformierte zufrieden.

Als der Grauhaarige die Tür öffnete, stieß Randy zischend den Atem aus. „Wenn der Anwalt ist, bin ich Michael Jackson.“

„Klar!“ flüsterte Ela. „Der hat sich reingeschlichen.“

„Fragt sich nur aus welchem Grund.“



Sie überlegten gemeinsam und kamen zu dem Entschluß, daß der Grauhaarige den gefangenen Gamal kaum würde verteidigen wollen. „Aber was will er dann von ihm?“ fragte Ela.

„Ich befürchte das Schlimmste“, erwiderte Randy. „Diese Leute nehmen keine Rücksicht.“

Ela schaute sich um, als hätte sie Angst davor, die nächste

Frage zu stellen. „Meinst du, daß er... daß er...“

„Ich rechne mit allem.“

„Das wäre ja furchtbar.“ Sie schaute Turbo an, danach Randy.
„Mensch, wir müssen was tun.“

„Und was?“

„Die Polizisten warnen.“

Randy deutete mit dem Daumen auf den Wächter. „Glaubst du denn, daß der uns vorbeiläßt. Der schaut sowieso schon so komisch rüber. Da stehen die Chancen schlecht.“

„Es gibt aber keine andere Chance.“

„Ja, leider.“

„Paß auf, wir versuchen es.“ Ela übernahm die Initiative. „Wir Frauen sind immer stärker.“

„Was meinst du damit?“

„Wirst du schon sehen.“ Entschlossen ging sie auf den Uniformierten zu, der ziemlich groß war und seinen Kopf leicht senkte, als Ela vor ihm stoppte.

„Sprechen Sie deutsch?“

„Etwas.“

„Oh - gut.“ Sie streckte den Zeigefinger aus. „Darf ich da mal rein? In das Zimmer, meine ich.“

„Verboten.“

„Es ist dringend.“

„Nein, ich darf hier keinen durchlassen.“

„Der Mann, der eben hineingegangen ist, das war ein Verbrecher“, sagte das Mädchen. „Ja, ein Verbrecher. Ob Sie es nun glauben oder nicht. Er ist...“

„Rede keinen Quatsch. Der ist Anwalt.“ Der Polizist bekam einen roten Kopf, wahrscheinlich fühlte er sich von Ela auf den Arm genommen. Da reagierten die meisten Beamten sauer.

Ela holte tief Luft. Die Sturheit des Mannes kostete sie echt Nerven. „Mensch, Sie abgebrochener Bleistift, wenn ich Ihnen sage, daß es ein Verbrecher war...“

„Hör auf, Mädchen.“ Er ging einen Schritt auf Ela zu, die ihn frech angrinste.

Damit hatte er die Tür freigemacht. Auf diese Gelegenheit hatten Randy und Turbo nur gewartet. Ohne sich genau abgesprochen zu haben, wußten sie beide, was sie tun mußten.

Bevor der lange Polizist eingreifen konnte, waren sie vorbeigeschlichen. Turbo drückte die Türklinke nieder und stürmte als erster in den Vernehmungsraum...

„Ich sage nichts ohne meinen Anwalt.“ Der Araber wiederholte diesen Satz immer wieder, als hätte man ihm eine Schallplatte in die Kehle geklemmt.

Die beiden uniformierten Polizeioffiziere schwiegen zu diesen Aussagen. Das auf englisch geführte Verhör überließen sie einem Geheimdienstmann, dessen Haar strohgelb und quer über den Kopf gekämmt worden war. Ansonsten war der Knabe ziemlich korpulent und hatte ein rundes Gesicht, in dem die Wangen rosarot leuchteten. Er sah aus wie ein gemütlicher Staubsaugervertreter, aber nicht wie jemand, der mit allen Wassern gewaschen sein mußte.

Alfred, der ebenfalls zugegen war, beobachtete den Knaben genau. Ihm war keineswegs der lauernde, wache Ausdruck in den kleinen Augen entgangen. So harmlos wie der sich gab, war der nicht.

„Ihr Anwalt wird schon kommen, Gamal.“

„Dann rede ich.“

„Wie heißt der Mann?“ fragte Alfred.

„Carlos di Lorca.“

„Kenne ich nicht.“

„Wir auch nicht.“

Alfred erhob sich. „Kann ich hier irgendwo eine Toilette finden?“

„Ja, Sie brauchen nicht erst zurück in den Gang. Gehen Sie durch die andere Tür.“

Alfred bedankte sich mit einem Kopfnicken, öffnete die andere Tür und erreichte einen kleinen Flur, auf dem sich die Toiletten befanden.

Es waren nicht mehr als kleine Kammern. Damit niemand entwischen konnte, hatte man außen vor den Fenstern starke Metallgitter angebracht. Alfred lächelte, als er das sah.

In einem Spiegel schaute er sein Gesicht an. Sorgenfalten zeichneten seine Züge. Die Hoffnung ruhte von nun an allein auf Gamal. Dieser Mann mußte einfach den Mund aufmachen. Möglicherweise konnte ihm sein Anwalt dazu verhelfen.

Alfred wusch seine Hände. Danach hielt er sie unter den warmen Luftstrom eines Trockners, fuhr mit den Fingern durch das dunkelbraune Haar und ging wieder zurück.

Bevor er die Tür öffnete, hörte er bereits die fremde Stimme. Es mußte der Anwalt sein, der so laut redete. Niemand achtete darauf, daß Alfred die Tür öffnete.

Durch einen Spalt schaute er in das Vernehmungszimmer und blieb stehen. Alfred wußte selbst nicht, weshalb er das tat. Vielleicht war es eine Ahnung, ein Gefühl. Gamal hatte seinen Platz nicht gewechselt. Wie angewachsen hockte er auf dem Stuhl, den Blick zu Boden gerichtet. Neben ihm stand ein grauhaariger Mann, der sich zu ihm niedergebeugt hatte und in einer arabischen Sprache auf ihn einredete.

Niederländisch konnte Alfred einigermaßen verstehen, doch mit den arabischen Worten konnte er nichts anfangen.

Gamal schüttelte den Kopf, der Anwalt redete weiter, richtete sich plötzlich auf und zuckte mit den Schultern. Gleichzeitig drehte er sich um. Da erkannte Alfred ihn.

Plötzlich hatte er das Gefühl, von einem Pferd getreten zu sein. Das war nicht mal ein schlechter Witz. Dieser Grauhaarige war nie im Leben Anwalt. Der gehörte zu den Typen, die Dr. Ritter entführt hatten. Und jetzt war der hier.

Mit einem Ruck riß Alfred die Tür ganz auf. „Stopp!“ schrie er. „Nehmen Sie den Mann fest!“

Alle zuckten zusammen, auch der Grauhaarige. Er starnte Alfred an, nicht länger als für die Dauer eines Herzschlags. Dann verlor sein Gesicht an Farbe.

Auf dem Absatz machte er kehrt und rannte auf die Ausgangstür zu. Er wollte retten, was noch zu retten war, obwohl er keine Chance hatte, denn die Tür „flog“ ihm entgegen.

Plötzlich waren Randy und Turbo da. Sie hörten noch den Schrei, den der angebliche Anwalt ausstieß, als ihn das Türblatt genau an der Stirn erwischte. Der Treffer war ziemlich hart gewesen. Der Mann bekam weiche Knie, Alfred erwischte ihn und schleuderte ihn gegen eine Wand, wo der Grauhaarige zusammensackte.

In den folgenden Sekunden herrschte das Chaos. Randy, Turbo und Ela redeten durcheinander. Der Polizist, der Wache halten sollte, wollte sich um die Jungen kümmern und sie aus dem Raum zerren, bekam aber den Befehl, sie loszulassen.

Es dauerte einige Minuten, bis sich alle wieder unter Kontrolle hatten.

Alfred stand wie ein Fels vor dem Grauhaarigen und ließ ihn nicht aus den Augen. „Meister, das war ein Schritt zuviel!“ flüsterte er und lächelte kalt.

„Was wollen Sie denn?“

„Wer sind Sie?“

„Ich heiße Carlos di Lorca und bin Anwalt.“

„Und ich bin der Kaiser von der Antarktis.“

In den Augen des Grauhaarigen stand Furcht. Alfred dachte daran, daß dieser Kerl dabeigewesen war, als man Dr. Ritter entführt hatte. Der kalte Zorn übermannte ihn.

Di Lorca bekam Handschellen angelegt. Er protestierte nicht einmal. Auch Gamal hatte nichts gesagt und nur zugeschaut. Seine Stirn lag in Falten. Er sah aus wie jemand, der scharf über ein bestimmtes Problem nachdachte.

„Was haben Sie hier gewollt?“ fragte der Mann vom Geheimdienst ebenfalls auf deutsch.

„Wer sind Sie überhaupt?“ wollte di Lorca wissen.

„Nennen Sie mich van Dool. Alles klar.“

„Ich bin der Anwalt“, beteuerte der Grauhaarige dreist.

Van Dool nickte. „Haben Sie die entsprechenden Papiere, damit wir uns überzeugen können?“

„Aber klar.“

Die drei Freunde waren nicht hinausgeschickt worden. Sie standen im Hintergrund und schauten zu. yRandy schüttelte den Kopf. „Der zieht sein Spiel bis zum Ende durch“, flüsterte er. „Dabei muß er doch wissen, daß er keine Chance mehr hat.“

„Solche Leute geben nie auf!“ meinte Ela.

Van Dool blätterte die Papiere durch, ohne einen Kommentar abzugeben. Alfred gesellte sich zum Schloß-Trio. „Da haben wir gut reagiert“, sagte er. „Ich habe ihn sofort erkannt.“ Er strich über seinen Kopf. „Zwar verdanke ich nicht ihm die Beule, doch er war dabeigewesen, und das nehme ich ihm unter anderem übel.“

„Der weiß doch bestimmt, wo sich mein Vater aufhält!“

„Kann sein.“

„Frag ihn, Alfred.“

„Keine Sorge, das werden wir. Nur denke ich auch darüber nach, weshalb dieser Carlos di Lorca hier erscheint und plötzlich

den Anwalt spielt. Kann mir das jemand sagen?"

„Genau, Alfred!" sprudelte Ela hervor. „Genau über dieses Problem haben wir auch nachgedacht."

„Und eine Lösung gefunden?"

„Nein."

„Durchsuch ihn mal!" flüsterte Randy. „Ich nehme schon das Schlimmste an."

„Der kommt doch nicht mit einer Waffe..."



Randy zog die Stirn kraus. „Das nicht, aber..."

„Keine Sorge, Junge. Man hat ihn bereits durchsucht. Di Lorca trägt kein Schießeisen bei sich."

„Vielleicht was anderes."

„Was denn?"

„Weiß ich auch nicht."

Alfred nickte. „Deine Idee ist nicht schlecht, Randy. Wir werden uns um ihn kümmern."

„Wir auch?" schnappte Turbo.

„Nein, haltet ihr euch zurück." Alfred ging zu van Dool und flüsterte ihm etwas zu. Der Agent nickte einige Male, dann

nahm er den Grauhaarigen erneut unter die Lupe.

Auch dessen Aktentasche interessierte ihn. Auf den ersten Blick befanden sich nur Akten darin, aber van Dool hatte Morgenluft gewittert und inspizierte jetzt den Koffer aufs genaueste. Bei der Durchsuchung ließ er auch nicht das kleinste Fach aus. Aus einem zog er plötzlich ein dünnes Röhrchen hervor, das bis oben hin mit Tabletten gefüllt war. Er hielt das Röhrchen di Lorca vor die Nase.

„Können Sie mir sagen, was das ist?“

„Tabletten.“

„Für Sie?“

„Ja.“ Di Lorca war auf einmal nervös geworden, davon zeugte auch sein unsteter Blick.

„Tabletten, also...“ Van Dool nickte und schaute sich das Etikett genauer an. Er las den komplizierten lateinischen Namen vor und stockte. Sein Gesicht verfärbte sich rot. „Tabletten, sagten Sie?“

Di Lorca senkte den Kopf.

„Verdammtd, das sind auch Tabletten, ich widerspreche Ihnen nicht. Nur helfen die nicht bei Kopfschmerzen, die verhelfen einem höchstens zu einem schnellen Tod.“ Er hielt das Röhrchen noch höher und sprach dann mit lauter Stimme auf englisch in den Raum hinein: „Der Inhalt dieses kleinen Röhrchens ist hochgiftig. Eine Tablette reicht aus, um den Tod eines Menschen in Sekunden herbeizuführen. Toll, Herr Anwalt, Sie sind wirklich etwas Besonderes in Ihrer Branche.“

Di Lorca rührte sich nicht. Er schaute geknickt auf den Boden. Er wußte, daß er verloren hatte.

Ein bedrückendes Schweigen lastete über dem Raum. Einer aber unterbrach es.

„Gift?“ schrie Gamal. Dabei schüttelte er den Kopf, als hätte man ihm Wasser über den Schädel gekippt. „Das... das kann ich

nicht begreifen. Wieso Gift? Er wollte mich umbringen! Mich?"

„So ist es!" rief van Dool.

Trotz seiner gefesselten Hände sprang Gamal in die Höhe. Er wollte dem falschen Anwalt den Schädel in den Leib stoßen, doch van Dool war schneller. Mit einem Klammergriff hielt er den Mann fest, der noch weiter tobte. Alfred und der baumlange Polizist kamen van Dool zur Hilfe. Erst zu dritt bändigten sie Gamal und drückten ihn wieder zurück auf den Stuhl. Einer der beiden niederländischen Polizeioffiziere telefonierte nach weiteren Beamten, die di Lorca abholen sollten.

„Nein, nicht, warten Sie!" Van Dool hatte das Kommando übernommen. „Ich glaube fest, daß uns Gamal etwas zu sagen hat. Ist es nicht so?" wandte er sich, nun wieder auf englisch, an den Araber.

Der schaute erst zu Boden, dann hob er den Kopf. „Ja", sagte er knirschend. „Ja, ich habe etwas zu sagen. Ich werde jetzt auspacken, denn ich mag es nicht, wenn mich jemand so heimtückisch ausschalten will. Ich rede."

„Tu es nicht!" schrie di Lorca.

„Doch, ich muß es. Ihr habt mich töten wollen. Ihr habt euch aufgespielt wie die Herren, aber das kommt euch teuer zu stehen. Wo kann ich reden?"

„Hier", sagte van Dool.

Randy rieb seine Handflächen gegeneinander. „Kinder, das wäre ja zu schön, um wahr zu sein, wenn Gamal den Mund aufmacht. Da sehe ich für meinen Vater wieder Chancen."

Alfred hatte die geflüsterten Worte des Jungen gehört und nickte ihm lächelnd zu. „Wir packen es, Freunde. Da bin ich mir ganz sicher..."

7. Ein schlimmer Plan

Irgendwann war Dr. Ritter erwacht. Er wußte nicht einmal, ob es Tag oder Nacht war.

Er spürte nur den harten Druck in seinem Hinterkopf und hatte das Gefühl, in seinen Adern würde das Blut doppelt so viel wiegen wie sonst. Die Kabine, in der er lag, war zwar lang, aber eng, nicht einmal zwei Meter breit. Ein Bett mit einem Eisengestell stand darin, und unter der Decke verbreitete eine Lampe ihr kaltes Licht.

Eine schmale Tür, mehr schon ein Schott, schirmte diesen fensterlosen Raum von seiner übrigen Umgebung ab. Da gab es kein Entkommen, das wußte Dr. Ritter, und er versuchte es auch gar nicht erst.

Der Wissenschaftler blieb auf dem Bett liegen. Er wollte zunächst einmal seine Gedanken ordnen. Daß man ihn entführt hatte, war klar. Nur wußte er nicht, wer hinter diesem Verbrechen steckte. Daß er aufgrund seines Berufes besonders gefährdet war, hatte er stets vor Augen gehabt.

Hochqualifizierte Leute wie er waren rar. Nicht jedes Land besaß Wissenschaftler mit solchem Können. Aber diese Länder wollten hinter den hochentwickelten auch nicht zurückstehen und versuchten dann eben durch Verbrechen und Gewalt an gewisse Informationen heranzukommen.

Seiner Umgebung nach mußte er auf einem Schiff sein. Er spürte auch, wie sich das Schiff leise auf den Wellen wiegte.

Bisher hatte noch niemand mit ihm gesprochen. In seinem Mund schien alles ausgetrocknet zu sein. Er hatte kaum Speichel, und der Durst quälte ihn dermaßen stark, daß es fast zu einer Folter wurde.

Mit einem Stöhnen setzte sich Dr. Ritter auf. Er trug noch immer dieselbe Kleidung wie bei der Entführung: Cordhose, das

Hemd, darüber die Strickjacke, und auch die braunen Slipper hatte er noch an den Füßen. Sein Kopf schmerzte und ihm war schwindlig. Benommen saß er auf der Bettkante und starre zur Tür. Das lange Liegen war für seinen Kreislauf nichts gewesen.

Er räusperte sich, das Kratzen im Hals blieb. Ein Königreich für einen Schluck Wasser... aber nirgendwo fand sich auch nur ein Tropfen.

Er stützte das Kinn in seine Hände, starre auf den aus Metallplatten bestehenden Boden und dachte daran, sich durch Schläge gegen die Tür bemerkbar zu machen. Irgendwann mußte jemand kommen, die konnten ihn nicht ewig und drei Tage in der Kabine hocken lassen, schließlich wollten sie etwas von ihm.

Er brauchte nicht gegen die Tür zu schlagen. Schritte näherten sich, dann hörte er einen Riegel zurück schnappen, und einen Augenblick später schwang die Tür nach innen auf. Über die Schwelle trat ein kleiner Mann, der ein Tablett mit beiden Händen festhielt und darüber hinweg grinste.

Auf dem Tablett stand eine Kanne Kaffee und daneben eine dickwandige Tasse.

„Hallo, Doktor!“ begrüßte ihn der Mann auf deutsch. Dem Akzent nach mußte er Niederländer sein.

„Guten Tag.“

„Ha, ha“, lachte der Knabe und stellte das Tablett auf das Bett. „Tag ist gut.“

„Wieso?“

„Wir haben Abend, fast Nacht. Es ist dunkel.“

„Davon bekommt man hier nichts mit.“

„Ich weiß.“

Dr. Ritter ließ seinen Blick an der Gestalt hochgleiten. Der Kerl trug die Uniform eines Kapitäns. Allerdings sah sie ziemlich schmuddelig aus. Die Mütze saß schief auf dem Kopf,

der Schirm war hochgeklappt worden.

Das Gesicht des Kapitäns erinnerte Peter Ritter an einen Pfannkuchen. So teigig und breit wirkte es. Der kleine Mund wollte dazu kaum passen.

„Trinken Sie erst mal.“

„Danke.“ Dr. Ritter beschloß, freundlich zu sein. Er wollte etwas erfahren, bevor er versuchte, die Flucht zu ergreifen. Der Kaffee duftete, war heiß, und Dr. Ritter trank ihn in kleinen Schlucken, während der Kapitän neben der Tür an der Wand lehnte und ihm zuschaute.

Eine Tasse reichte nicht aus. Peter Ritter schenkte auch die zweite voll.

„Sie haben Durst, Doktor, nicht?“

„Ist das ein Wunder?“

„Nein, nein. Nach dem Kaffee wird es Ihnen besser gehen.“

„Und dann?“

„Was dann?“

„Wie geht es weiter?“

Der Kapitän staunte ihn an. „Was meinen Sie denn damit, Doktor?“

„Ich will wissen, was Sie mit mir vorhaben?“



„Eine Seereise.“

„Gut, und wohin?“

„In Richtung Süden. Der Süden ist immer gut. Viel Sonne und so. Andere würden Sie beneiden.“

„Die sind auch nicht entführt worden.“

Der Kapitän breitete die Arme aus. „Das dürfen Sie nicht so eng sehen, Doktor, wirklich nicht. Sie sind nicht der einzige, der die Reise unfreiwillig macht.“

„Ach...“

Der Kapitän spreizte die entsprechende Anzahl Finger ab.
„Drei Kollegen von Ihnen fahren ebenfalls mit.“

Dr. Ritter war überrascht. Er dachte blitzschnell nach. Wenn gleich vier Wissenschaftler entführt wurden, mußte es sich um eine große Sache handeln.

„Wer noch?“

„Ich kenne die Namen nicht. Sie befinden sich hier auf meinem Schiff.“

„Ist das ein Frachtschiff?“

„Genau. Wir fahren die Golfroute und bringen Industriegüter aus westlichen Ländern in die Region.“

„Und manchmal Menschen.“

„Auch das.“

„Wer hat Ihnen den Auftrag gegeben? Wer steckt hinter dieser Entführung?“

„Sorry, Doktor, darüber kann ich Ihnen leider keine Auskunft geben. Das heißt, ich darf es nicht.“

„Also in den Orient“, murmelte Dr. Ritter.

„So ist es.“

„Da gibt es viele Staaten.“

„Sie können mich nicht aushorchen, Doktor. Wollen Sie noch

einen Kaffee trinken?"

„Wieso?"

„Ich muß wieder zurück auf die Brücke."

„Ja, ich werde mir noch eine Tasse gönnen." Dr. Ritter schenkte nach. „Sagen Sie mal, was zahlt man Ihnen eigentlich dafür, daß Sie mich und die anderen entführen."

„Eine hübsche Summe, die mich von allem befreit. Ich kann mich nach dieser Fahrt endlich zur Ruhe setzen."

Dr. Ritter lächelte mokant. „Daß Sie sich eines Verbrechens schuldig machen, daran denken Sie wohl nicht?"

„Nicht so große Worte, Doktor. Ich bin Geschäftsmann und muß zusehen, wie ich rumkomme. Darf ich Ihnen etwas sagen?"

„Bitte."

„Sie sind ein außergewöhnlicher Mann."

„Ach ja?"

Der Kapitän nickte heftig. „Sie haben völlig anders reagiert als Ihre Kollegen. Die waren alle ängstlich. Einer von denen hat sogar geweint."

„Soll ich losheulen?"

„Bestimmt nicht. Sie geben sich überlegen. Ich habe das Gefühl, als wäre ich der Gefangene."

„Ich will Sie nicht daran hindern, Kapitän." Dr. Ritter hob die Tasse an. „Übrigens, Ihr Kaffee ist ausgezeichnet. Haben Sie ihn gekocht?"

„Nein, mein Steuermann."

„Bestellen Sie ihm einen Gruß von mir, daß er so weitermachen kann." Dr. Ritter hielt die Tasse hoch wie ein Sektglas. Es sah so aus, als wollte er seinem Gegenüber zuprosten.

Das tat er nicht.

Plötzlich flog die Brühe auf das Gesicht des Kapitäns zu. Da

er nicht rasch genug ausweichen konnte, bekam er die Ladung voll ab. Im nächsten Augenblick wurde er von Dr. Ritter um die eigene Achse geschleudert, und schon segelte er auf das Bett zu, wo er noch mit dem Kopf gegen die Kabinenwand stieß. Stöhend blieb er dort liegen.

Auf diese Chance hatte Dr. Ritter hingearbeitet. Es war ihm tatsächlich gelungen, den Kapitän in Sicherheit zu wiegen. Vielleicht hatte der Mann einem Wissenschaftler auch nichts zugetraut. Wie auch immer, Dr. Ritter wollte so rasch wie möglich aus dieser verflixten Falle entwischen. Ein Frachter ist kein Luxusliner, und schon gar nicht bei den Laderäumen, in deren Nähe sich Dr. Ritter befand. Der Geruch von Öl und Schmierfett drang in seine Nase, als er sich in einem nur spärlich erleuchteten Gang wiederfand. Er lief nach rechts und kam bald an eine breite, zweigeteilte Tür.

Es war ein Aufzug! Dr. Ritter blieb keine andere Wahl, als es zu versuchen. Wenn er das Schiff verlassen wollte, mußte er zunächst an Deck. Wie konnte er besser dort hinaufkommen als mit einem Aufzug, auch wenn dies riskant war.

An der rechten Türhälfte befand sich ein Griff. Dr. Ritter bekam schon Herzklopfen, als er die Tür aufriß - und in eine leere Kabine starrte. Er atmete tief durch, wischte den Schweiß von seiner Stirn, lächelte knapp und betrat den großen Kasten, in dem auch Lasten transportiert werden konnten.

Auf dem mit Metallplatten bedeckten Boden lagen noch einige Reste. Metallbänder, ein paar Strohhalme, sogar eine Zange lag da, die Dr. Ritter einsteckte.

Mehrere Knöpfe standen zur Auswahl. Er entschied sich für den obersten und drückte ihn.

Sekunden später ruckte die Kabine an. Sie schien sich zu schütteln, dann glitt sie langsam in die Höhe, was leider nicht geräuschlos abging. Das Rumpeln und Knarren würde auf dem gesamten Schiff zu hören sein, dachte Dr. Ritter ärgerlich.

Was war, wenn sie ihn beim Aussteigen erwarteten? Nichts ging dann mehr, dann war es aus.

Schwerfällig schob sich die Kabine hoch. Hoffentlich blieb sie nicht unterwegs stecken. Dr. Ritter rechnete mit allem, aber er hatte Glück. Noch ein letzter Ruck, die Kabine stand.

Peter Ritter hielt sich dicht vor der Tür auf. Die *Zange* steckte in seiner Hosentasche. Er überlegte, ob er sie hervorziehen sollte, ließ es aber bleiben.

Statt dessen öffnete er die Tür.

Nichts geschah.

Er konnte die Aufzugtür weit genug aufziehen, um hindurchzuschlüpfen. Wind wehte ihm entgegen, er brachte den typischen Hafengeruch mit. Über ihm lag ein dunkler Himmel, an dem die Sterne glänzten wie Diamantsplitter.

Dr. Ritter konnte es kaum fassen, daß er sich im Freien und sogar an Deck des Schiffes befand. Der Aufzug endete hier. Seine Tür war in ein auf dem Deck stehendes Häuschen hineingebaut, davor lag die Ladefläche.

Eine Eisenleiter führt hoch zur Reling. Die Leiter wurde von einem Scheinwerfer angestrahlt. An Bord selbst schien kein Mensch zu sein, was seltsam war. Dr. Ritter hatte nicht viel Zeit, sich darüber zu wundern.

„Guten Abend, Doktor!“

Peter Ritter erstarrte, als er die Stimme hörte. Sie war hinter ihm aus der Dunkelheit aufgeklungen.

„Drehen Sie sich nicht um! Ihr kleiner Ausflug dürfte hiermit übrigens beendet sein“, sagte der Sprecher. Er sprach Englisch, allerdings mit einem kehligen Akzent, was darauf schließen ließ, daß er in arabischen Ländern zu Hause war.

Peter Ritter hatte sich wieder gefangen. „Wer sind Sie?“ fragte er in die Dunkelheit nach hinten.

„Zunächst einmal bin ich nicht allein. Es würde mir leid tun,

wenn ich meinen Leuten den Befehl geben müßte, auf Sie zu schießen. Das ist nicht in meinem Sinne und wohl auch nicht in dem Ihren. Ich habe Sie für einen besonderen Mann gehalten, man hört ja einiges, und ich habe sogar damit gerechnet, daß Sie einen Fluchtversuch wagen würden. Wäre es anders gekommen, wäre ich enttäuscht gewesen."

„Sagen Sie mir endlich, wer Sie sind.“

„Ach, was sind in diesem Geschäft schon Namen! Sie können mich Kara Ben Nemsi nennen, meinetwegen auch Hadschi Halef Omar, es spielt keine Rolle.“

„Damit wollen Sie andeuten, daß Sie aus dem Orient stammen.“

„In der Tat. Mögen Sie den Orient?“

„Ich finde ihn faszinierend.“ Es war Peter Ritters ehrliche Meinung.

„Dann werden wir beide keine Schwierigkeiten bekommen.“

„Mit einer Einschränkung allerdings. Leute wie Sie mag ich nun ganz und gar nicht. Sind Sie auch so ein Heilsbringer, der glaubt, die Welt gehöre ihm und alle müßten jetzt nach seiner Pfeife tanzen?“

„Wie kommen Sie darauf?“

„Denken Sie an die politische Lage.“

„Ja, daran denke ich. Wir wollen auch mithelfen, sie zu verändern, Doktor. Wissen Sie, es ist doch nicht einzusehen, daß nur die westlichen Länder alles besitzen und die anderen nichts. Wir haben Sie und Ihre Kollegen geholt, damit Sie etwas Entwicklungshilfe leisten können. Unser Plan ist hervorragend. Mit Ihrer Hilfe werden wir es schaffen, die Bombe zu bauen.“

Peter Ritter schluckte. „Sie... Sie meinen die Atombombe?“

„Ja.“

Der Ingenieur ballte die Hände zu Fäusten. „Ihr Plan ist teuflisch!“ sagte er heiser. „Aber glauben Sie mir, ich werde

Ihnen niemals dabei helfen."

„Sind Sie sicher?"

„Ja."

„Sie werden anders reden, wenn wir erst einmal in meinem Land sind. Es ist übrigens nicht der Iran, wenn Sie das gemeint haben sollten."

„Ich habe gar nichts gemeint."

„Wie schön. Ich kann es Ihnen nicht einmal verübeln, daß Sie das jetzt so sehen. Nein, das kann ich wirklich nicht. In meiner Heimat reden wir weiter. Dort können Sie zwischen dem Luxus und dem Tod wählen."

Dr. Ritter nickte. „Den Luxus bekomme ich, wenn ich mit Ihnen zusammenarbeite?"

„Genau."

„So weit wird es nicht kommen, Mr. Unbekannt. Nein, das können Sie streichen. Es fällt auf, wenn vier Wissenschaftler entführt werden. Oder glauben Sie etwa, daß die Polizei und die Geheimdienste schlafen?"

„Bestimmt nicht."

„Dann wird man uns finden."

„Nein, Herr Doktor Ritter, man wird Sie nicht finden. Es ist unmöglich, wir haben Vorsorge getroffen. Ich muß mich jetzt leider von Ihnen verabschieden. Wir werden noch in dieser Nacht auslaufen. Vielleicht besuche ich Sie mal."

„Danke, darauf verzichte ich."

Der Orientale lachte. „Ach - noch etwas, Doktor. Sind Sie schon mal getaucht?"

„Wie kommen Sie darauf?"

„Weil Sie in den folgenden Minuten die Bekanntschaft mit einem Mundstück und zwei Preßluftflaschen machen werden. Ich würde Ihnen raten, dies nicht abzulehnen."

„Wollen Sie mich ins Wasser stecken?“

„Nein - lassen Sie sich überraschen, Doktor. Wir sehen uns dann später. Viel Spaß noch.“

Peter Ritter hörte noch die Schritte, als sich der Kerl entfernte. Er wollte die Gelegenheit nutzen und nach hinten schauen, aber der starke Strahl eines Scheinwerfers war schneller.

Er knallte in Doktor Ritters Gesicht, blendete ihn, und als er den Arm vor die Augen hob, waren sie plötzlich da.

Wieviele es waren, hatte er nicht mitbekommen. Jedenfalls wurde er gepackt und zur Seite geschleift. Drei finstere Typen zerrten ihn so heftig über das Deck, daß er kaum die Beine bewegen konnte. Ein weiterer Mann wartete neben einer offenen großen Holzkiste, in die er mit einer Taschenlampe hineinleuchtete.

Jetzt wußte Peter Ritter, weshalb der Unbekannte die Preßluftflaschen erwähnt hatte. Sie lehnten an der linken Wandseite und waren mit einem Mundstück verbunden.

Als Mathematiker und Physiker konnte sich Dr. Ritter leicht ausrechnen, wie lange die Luft in der Kiste reichen würde. Um später nicht zu ersticken, würde er den Sauerstoff atmen müssen.

Er schaute sich um.

Die Gesichter der Männer waren blaß und gleichzeitig von dunklen Schatten überzogen.

„Los, rein mit dir!“ herrschten sie ihn an.

Dr. Ritter nickte. Noch einmal schaute er sich um, während er schon das rechte Bein hob und auf den Rand legte.

Der Hafen war noch immer voller Leben. Überall flackerten Lichter, Scheinwerfer glitten über die Pier, man hörte Bootsmotoren, das Klatschen der Wellen, nur die Möwen schrien nicht mehr.

Jemand gab ihm einen Stoß. Dr. Ritter fiel in die Kiste hinein und ging sofort in die Hocke. Mit dem Rücken lehnte er sich

gegen eine Wand. Dann schaute er in die Höhe.

Die Typen grinsten höhnisch auf ihn hinunter.

Einer kam mit dem viereckigen Deckel. Die Holzplatte war etwas größer als die Kiste und stand an den Rändern über. Als der Deckel aufgelegt wurde, überkam Dr. Ritter das Gefühl, in einem tiefen, lichtlosen Tunnel zu stecken, aus dem es kein Entrinnen gab.

In diesem engen Gefängnis kehrte auch die Furcht zurück. Nein, Dr. Ritter war kein Supermann, er hatte Angst, wie sie auch jeder andere Mensch in einer solchen Situation gehabt hätte. Über ihm hämmerten die Männer den Deckel fest.

Es hörte sich an, als würde ein Sarg zugenagelt werden... 1

8. Bitteres Erwachen

Es war eines dieser Hotels, in dem es über 500 Zimmer gab und das sich wie ein großer Klotz in den Nachthimmel reckte. Kästen wie diesen gab es in allen Metropolen der Welt. Noch nie zuvor hatten die drei Freunde ein derartiges Hotel betreten.

Zum Glück waren sie nicht allein, Alfred und Herr van Dool befanden sich bei ihnen.

Gamal hatte sein Versprechen gehalten und rücksichtslos ausgepackt. Leider wußte er nicht, wo Dr. Ritter und die anderen Wissenschaftler gefangen gehalten wurden, auch di Lorca hatte geschwiegen, aber sie besaßen trotzdem eine Spur, die eben zu diesem Luxushotel führte.

In der großen Halle fühlten sich die Freunde ziemlich verloren. Vielleicht lag es auch daran, daß der Raum um diese Zeit fast leer war. Selbst das gedämpfte Licht trug kaum dazu bei, eine gemütliche Atmosphäre zu schaffen.

Unbehaglich schauten sich die Freunde um, was auch Alfred auffiel. Er beugte sich zu ihnen. „Paßt auf, Kinder, ihr werdet hier warten und nichts tun.“

„Immer das gleiche!“ beschwerte sich Turbo.

„Wer weiß, wie der Mann reagiert.“

„Alfred hat recht“, sagte Ela. „Ich kenne den Typen zwar nicht, aber eure Beschreibung von diesem Rattengesicht ist mir in Erinnerung geblieben.“ Sie zog die Nase kraus.

Van Dool stand an der Rezeption, wo er sich mit einem Portier unterhielt. Es dauerte nicht lange, da hatte er erfahren, was er wissen wollte und winkte Alfred zu sich heran.

„Was ist denn?“

„Er steckt in der Bar.“

„Gut. Unter welchem Namen ist der Mann denn hier

abgestiegen?"

„Er nennte sich Sister.“

Alfred verzog den Mund. „Ratte wäre besser gewesen.“ Er schaute in Richtung Bar. „Das ist unsere einzige Spur. Wenn wir ihn nicht packen, können wir wieder von vorn beginnen.“

„Keine Sorge, den holen wir uns.“



Das Rattengesicht ahnte nichts. Trotzdem war Sister

beunruhigt, denn er hatte von seinen beiden Kumpanen lange nichts gehört. Unruhig rauchte er einen Glimmstengel nach dem anderen und bestellte sich öfters einen klaren Schnaps, den er mit Mineralwasser mischte.

Der Klavierspieler hatte den Deckel längst zugeklappt. Softe Musik drang aus den Lautsprechern und überflutete die Bar mit ihren süßlichen Klängen.

Der Keeper, ein Eurasier, kam und fragte ihn, ob er noch etwas zu trinken wünsche.

„Nein.“

„Danke.“

Wieder steckte sich Sister eine Zigarette in den Mund. Während er nach den Streichhölzern in einer Schale vor ihm griff, schoß plötzlich eine Flamme vor seiner Zigarettenspitze hoch.

„Brauchst du Feuer, Sister?“

Das Rattengesicht erstarrte und wurde blaß.

„Bitte, Junge!“

Vor Schreck fiel Sister die Zigarette aus dem Mund. Als er den Kopf nach rechts drehte, sah er unter dem Schirm einer von der Decke hängenden Barlampe ein Gesicht, das er kannte.

Alfred grinste ihn kalt an. „So sieht man sich wieder.“

Sister ballte seine rechte Hand zur Faust, doch Alfred legte ihm seine auf den Unterarm. „Laß es, Bursche. Laß es sein. An der anderen Seite steht noch jemand, der sich gern mit dir unterhalten will.“

„Wieso?“

„Das bin ich!“ meldete sich van Dool.

Rattengesicht drehte kurz den Kopf. Der Niederländer wirkte wie ein gemütlicher Vertreter, der an der Hotelbar einen guten Geschäftsabschluß feiern wollte. Sein Blick aber sprach Bände.

„Falls du auf di Lorca oder Erdmann wartest, die können nicht mehr kommen!" erklärte Alfred.

„Wieso?"

„Frag nicht so dumm. Du, Sister, bist der einzige, der noch übriggeblieben ist."

„Wovon?"

„Von der Clique. Es ist aus, Sister. Wir werden uns in aller Ruhe über ein paar Dinge unterhalten müssen."

„Ich weiß nichts."

„Dann kennst du keinen Dr. Ritter?"

„Nie gehört den Namen!"

Alfred nickte. „Kennst du dann vielleicht einen Knast von innen?"

„Was soll das denn?"

„Darin wirst du vermodern, wenn du nicht deinen Mund aufmachst. Sogar Gamal hat geredet. Von ihm wissen wir über alles Bescheid. Also - du kannst es dir überlegen."

Sister dachte tatsächlich nach. Wenigstens sah es so aus, während er in sein leeres Glas starrte. „Nichts ist umsonst", sagte er nach einer Weile. „Nicht einmal der Tod, denn der kostet das Leben." Sein Rattengesicht verzog sich zu einem lauernden Grinsen. „Was springt eigentlich für mich dabei heraus?"

„Wieso?"

„Er will kein Geld!" erklärte van Dool.

„Kapiert, Meister. Schotter brauche ich zwar, aber das ist nicht so wichtig. Jemand von euch könnte bei Gericht ein gutes Wort für mich einlegen." Wieder grinste er. Im Spiegel hinter der Bar sah sein Gesicht noch schiefer aus.

„Das kann ich nicht!"

Sister schlug mit der flachen Hand auf die Bar. „Dann könnt

ihr mich mal alle. Kapiert?"

Alfred holte tief Luft. „Hör zu, Sister, ich bin kein Richter, auch kein Polizist..."

„Aber ich", meldete sich van Dool. „Ich könnte etwas für dich tun, Sister. Meine Beziehungen reichen ziemlich weit."

Das Rattengesicht nickte langsam. „Ja, das glaube ich dir sogar. Stimmt, du könntest etwas erreichen. Ich weiß, daß ihr Geheimdienst-Bullen eure Finger überall drinstecken habt."

Van Dool sah wieder sehr gemütlich aus. „Versprechen kann ich natürlich nichts, ich werde nur sehen, was sich machen läßt."

„Einverstanden."

„Dann raus mit der Sprache!" forderte Alfred das Rattengesicht auf. „Wo ist Dr. Ritter versteckt worden?"

„Auf einem Schiff."

„Toll. Davon gibt es hier im Hafen Hunderte oder Tausende."

„Es ist nicht irgendeines. Sie werden ihn und die drei anderen Wissenschaftler mitnehmen." Rattengesicht ließ sich Zeit und begleitete seine Antwort mit weit ausholenden Handbewegungen. „Über das Meer in Richtung Süden. In ein völlig anderes Land, in ein Gebiet..."

„Wohin, zum Teufel?"

„Das weiß ich nicht."

Der Barkeeper hatte große Augen und Ohren bekommen. Doch er traute sich nicht näher an die drei Männer heran, und wagte auch nicht, sie auf eine Bestellung hin anzusprechen.

„Reicht das nicht?" fragte Sister.

„Nein!" Die Antwort hatte Alfred leise gegeben, und sie hatte sich angehört wie das Knurren eines Wolfes.

Sister bekam eine leichte Gänsehaut. Sein Grinsen zerfaserte etwas. „Okay, ich kenne das Schiff. Es ist ein Frachter und heißt *Santa Lucia*. Noch etwas?"

„Ja“, fuhr ihn van Dool an. „Wo liegt es?“

„Verdammst, das weiß ich doch nicht. Wir haben Ritter nicht auf den Kahn gebracht. Er wurde von den Arabern abgeholt. Das Schiff hat aber einen holländischen Kapitän, ansonsten ist die Besatzung ziemlich international.“

„Bleiben Sie hier“, sagte van Dool. „Ich muß mal telefonieren.“

Alfred nickte nur. Jetzt bestellte er sich auch einen Drink, alkoholfrei natürlich. Das Rattengesicht wollte noch einen Genever trinken. „Einen Doppelten“, sagte er.

„Für dich wird es einer der letzten sein, den du in Freiheit genießen kannst.“

„Ich habe euch schließlich geholfen.“

„Weiß ich. Darum wird sich van Dool kümmern.“

Sister bekam seinen Schnaps, schaute in das Glas, setzte es an und kippte das Zeug mit einem Ruck hinunter.

Alfred wollte noch mehr über die Hintergründe wissen, aber das Rattengesicht zeigte sich verstockt.

Van Dool ließ sich Zeit. Alfred drehte sich einige Male um. Er war nervös geworden, was auch Sister bemerkte.

„Ihr solltet euch beeilen. Soviel ich weiß, wollen die noch in dieser Nacht auslaufen.“

„Das klappt schon.“

„Kann ich mal zur Toilette?“

„Und dann flüchten, wie?“

Er winkte ab. „Schon gut.“

Van Dool kam zurück. Er ging ziemlich schnell. „Ich habe alles in die Wege geleitet. Kommen Sie, Herr Meyer.“ Damit meinte er Alfred, der seinen Nachnamen selbst kaum wußte, weil ihn alle Welt nur Alfred nannte.

„Und Sister?“

„Wird abgeholt.“ Van Dool übernahm auch Sisters Zeche. Zu dritt verließen sie die Bar, das Rattengesicht hatten sie in die Mitte genommen.

In der Halle hockten Randy, Turbo und Ela wie auf heißen Kohlen. Ihnen war die Zeit dreimal so lang vorgekommen. Sie hatten sich auch nicht getraut, van Dool anzusprechen, als dieser aus der Bar gekommen war. Jetzt gab es für die Freunde kein Halten mehr.

„Hat er geredet?“ rief Randy. „Sag schon, Alfred!“

„Ja, wir wissen, wo sich dein Vater befindet. Und zwar noch in Amsterdam, auf einem Schiff.“

„Auf welchem?“

„Das wissen wir auch. Sister war so vernünftig, auszupacken. Wir werden ihn holen.“

„Wann?“ rief Ela.

„Noch in dieser Nacht.“

„Und wir?“ fragte Turbo. „Können wir mit von der Partie sein?“

„Das glaube ich kaum“, erwiderte van Dool sehr bestimmt.
„Nein, das wird nicht klappen. Die Sache ist einfach zu gefährlich. Ihr bleibt diesmal schön im Hintergrund.“

Die Freunde schauten sich an, wobei ihre Blicke Bände sprachen. Es paßte ihnen überhaupt nicht, so unbeteiligt bleiben zu müssen, wo sie doch bisher tatkräftig mitgemischt hatten.

„Herr van Dool hat recht!“ Auch Alfred ließ sich nicht erweichen, schließlich hatte er sich tausend Eide geschworen.
„Was nun folgt, ist nichts für Amateure, und schon gar nicht für so junge, wie ihr es seid.“

„Mist“, sagte Randy. „Manchmal wünsche ich mir direkt, älter zu sein.“

„Aber hier warten will ich auch nicht“, beschwerte sich Ela.

Van Dool ließ sich erweichen. „Gut, schließen wir einen Kompromiß. Dr. Ritter wird auf einem Schiff festgehalten. Wir werden es wahrscheinlich von der Wasser- und der Landseite stürmen müssen. Ihr könnt mit auf das Polizeiboot.“

„Das ist doch was“, sagte Alfred.

„Ja, besser als nichts.“

„Genau, Randy.“

„Und was ist mit dem?“ fragte Ela, wobei sie auf das Rattengesicht deutete.

Alfred lächelte mokant. „Der wird abgeholt und bleibt zunächst in Untersuchungshaft.“

Wie auf Stichwort erschienen die von van Dool alarmierten Beamten, um Sister mitzunehmen. Sie behandelten den Geheimdienstler mit dem runden, gemütlichen Gesicht sehr respektvoll, was darauf schließen ließ, daß er ein hohes Tier sein mußte.

Das fiel auch Ela auf. „Hören Sie mal, Herr van Dool, haben Sie viel zu sagen?“

Er lächelte. „Es geht. In der Firma ja. Zu Hause weniger. So, jetzt aber los...“

9. Die Befreiung

Es war eng in der verfluchten Kiste. Eng und auch dunkel. Zwar schloß der Deckel nicht fugendicht, durch einige Ritzen schimmerte noch immer Licht, aber es war nur sehr wenig.

Rechts neben sich spürte Dr. Ritter die kalten Behälter der Preßluftflaschen. Noch benötigte er sie nicht. Die Luft in diesem Kasten, das wußte er, würde auch länger reichen, aber Peter Ritter gehörte nun mal zu den Menschen, die sich nicht so einfach in ihr Schicksal ergaben. Er war ein Mann der Tat, kein verschrobener Forscher, der nur seine Formeln im Kopf hatte und ansonsten alles vergaß, sogar sich zu ernähren.

Peter Ritter wollte aus der Kiste raus!

Schon beim Hineinklettern hatte er an nichts anderes denken können. Noch hatte das Schiff nicht abgelegt, so daß die Chance, es zu schaffen, einigermaßen groß war.

Dr. Ritter wußte auch, welch ein Risiko er einging. Er hatte zunächst einmal abgewartet und nach den Schritten der Männer gelauscht. Kaum saß der Deckel fest, hatten sich die Leute nämlich wieder entfernt.

Ein schwacher Lichtstrahl schimmerte durch den hauchdünnen Spalt. Er gab Dr. Ritter keinen Aufschluß darüber, ob noch jemand bei der Kiste Wache hielt. Er rechnete allerdings mit allem.

Die Luft wurde schnell stickig, auch erwärmte sich das Innere der Kiste rasch. Bevor Dr. Ritter zu den Preßluftflaschen griff, wollte er es versuchen.

Er startete mit einem Trick.

Zunächst sachte, klopfe er von innen gegen die rechte Kistenwand. Als sich nichts rührte, startete er einen zweiten Versuch. Diesmal klopfe er stärker.

Wenn eine Wache zurückgeblieben war, konnte sie die

dumpfen Geräusche einfach nicht überhören.

Die Sekunden verstrichen, ohne, daß sich etwas getan hätte. Über die Lippen des Wissenschaftlers huschte ein Lächeln. Es sah ziemlich gut für ihn aus, denn die andere Seite fühlte sich offenbar mehr als sicher. Das Lächeln auf dem Gesicht des jungenhaft wirkenden Mannes nahm noch zu, als Dr. Ritter seine rechte Hand in die Tasche steckte und mit den Fingern den kalten Stahl der Zange umfaßte.

Sie lief nach vorne spitz zu, war also eine sogenannte Kombizange und auch sehr stabil gebaut. Auch die Form der beiden Griffe kam ihm entgegen. Mit ihren flachen Enden konnte man sicher in die Lücke kommen, die zwischen Deckel und Unterteil vorhanden sein mußte.

Dr. Ritter klappte die Zange auf und führte einen Griff dem Punkt entgegen, wo das Licht durch den Spalt blitzte. Er tastete die Stelle dort ab, fand auch eine kleine Lücke und zwängte den Zangengriff hinein. Das Metallende befand sich nun im rechten Winkel zwischen Deckel und Unterteil.

Dr. Ritter konnte sich nicht mehr daran erinnern, wie dick der Deckel gewesen war. Er hoffte nur, daß er genug Lücken fand, um die Zange als Hebel benutzen zu können.

Der erste Versuch schlug fehl. Trotzdem verlor Dr. Ritter die Ruhe nicht. Er setzte den Hebel sogleich an einer anderen Stelle an, weiter rechts von der ersten.

Hier kamen ihm Deckel und Kistenrand viel weicher und nachgiebiger vor. Sollte es tatsächlich möglich sein, den Deckel aufzustemmen. Peter Ritter hatte sich hingekniet, soviel Platz bot die Kiste gerade, und den Kopf schräg gelegt, um den Deckel besser in Augenschein nehmen zu können.

Vorsichtig preßte Dr. Ritter den Zangenarm tiefer in die kleine Lücke zwischen Deckel und Unterteil. Dann nutzte er die Hebelwirkung aus, und da hörte er schon die leisen Geräusche, mit denen kleine Holzstücke auseinandersplitterten.

Über ihm bog sich der Deckel. Er bestand tatsächlich aus nicht zu dickem Holz. Durch den Druck bogen sich auch die frisch eingeschlagenen Nägel. Sie federten das Holz förmlich noch, und Dr. Ritter hatte die erste Lücke beträchtlich vergrößert.

Er spürte schon den frischen Wind, der in das Gefängnis und über sein Gesicht wehte.

Der Deckel knackte immer weiter, er stand kurz davor, auseinanderzubrechen.



Wenn jetzt jemand kam, war alles verloren. Verbissen arbeitete Dr. Ritter weiter. Immer wieder hebelte er den Deckel hoch, die Lücken wurden größer, und auch die Nägel wurden durch den Druck aus dem Holz gezogen. Drei Seiten hatte er geschafft, an die vierte wollte er nicht mehr heran, es mußte auch so klappen.

Mit Hilfe der Schultern drückte Dr. Ritter gegen den Deckel und stemmte ihn hoch. Das dabei entstehende Geräusch kam ihm furchtbar laut vor, doch nur er hörte es.

Nagel um Nagel platzte weg, an einigen Stellen splitterte das Holz des Deckels, dann hatte er es geschafft.

Freie Bahn!

Noch blieb Dr. Ritter in der Kiste hocken. Vorsichtig peilte er über den Rand hinweg. Der erste Blick war am besten. Da konnte man noch alles aufnehmen.

Wie leergefegt wirkte das offene Ladedeck. Keine Menschenseele war zu sehen, nur einige Frachtstücke standen in der Nähe. Möglicherweise befanden sich auch seine entführten Kollegen in ebensolchen Kisten... nur darum konnte er sich jetzt nicht auch noch kümmern.

Ungesehen verließ Dr. Peter Ritter die Holzkiste. Er fror plötzlich, als der kühle Nachtwind über sein erhitztes Gesicht strich. Neben der Kiste hockend schaute er zum Heck, wo sich oberhalb des Ladedecks die erleuchtete Brücke abzeichnete.

Da mußte er hin.

Die Brücke entern, telefonieren, die Polizei alarmieren, das alles schoß ihm durch den Kopf.

Er hatte noch die Steigleiter in Erinnerung, über die er das Ladedeck verlassen konnte. Diesmal wurde sie nicht angestrahlt. Peter Ritter hatte sich die Richtung gemerkt und huschte so lautlos wie möglich auf die Leiter zu.

Er ging geduckt, den Kopf vorgestreckt und mit einem kalten Gefühl im Nacken. Jeden Augenblick konnte er entdeckt werden...

Nichts tat sich.

Vor der Leiter blieb Dr. Ritter stehen und schaute an den Sprossen hoch. Sie endeten im Dunkeln, ein Zeichen dafür, daß dieses Ladedeck sehr tief war.

Gelenkig und zielstrebig kletterte Dr. Ritter die einzelnen Sprossen hoch. Auf seinem Gesicht leuchtete der Triumph. Plötzlich überkam ihn das Gefühl, es schaffen zu können. Das offene Ladedeck blieb hinter ihm zurück. Er schwang sich am Ende der Leiter auf das normale Deck und blieb in der Hocke,

um so wenig sichtbar wie möglich zu sein.

Auch hier war es still.

Nur die üblichen Geräusche umgaben ihn. Er vernahm das leise Klatschen der Wellen, hörte mal ein Knarren, aber keine Stimmen und auch keine Rufe, die davon zeugten, daß man ihn suchte.

Dr. Ritter wollte zur Brücke und den Weg nehmen, der an der Reling entlangführte.

Die Ausmaße des Schiffes waren enorm. Peter Ritter wurde der Weg lang und länger.

Die Beleuchtung hielt sich in Grenzen. Hier und da stand eine Laterne, die einen schwachen Schein abgab. Wie ein Phantom nutzte Dr. Ritter jeden Schatten aus und schaffte die Strecke tatsächlich ungesehen.

Die Kerle fühlten sich verflixt sicher. Ihm konnte es nur recht sein, so war es leichter für ihn.

Bis er das Husten hörte!

Das Geräusch traf ihn wie ein Schlag vor die Brust. Sofort blieb er stehen. Über seinen Rücken rieselte ein Schauer. Das Herz klopfte schneller. Er hatte nicht genau darauf achten können, aus welcher Richtung das Husten an seine Ohren gedrungen war. Er selbst befand sich schon fast im Schatten der hohen Brückenaufbauten.

Ein paar Meter entfernt zerschnitt jäh ein Licht die Dunkelheit. Jemand hatte ein Feuerzeug angezündet und hielt die Flamme an eine Zigarette. Als der Mann an seinem Glimmstengel sog, leuchtete die Glut auf wie ein rotes Auge.

Dr. Ritter hielt den Atem an. Es kam ihm wie ein kleines Wunder vor, daß ihn der dort stehende Kerl nicht gesehen hatte. Der Mann hustete wieder, und dieses Geräusch nutzte Dr. Ritter aus. Mit zwei Schritten war er noch näher an den Kerl herangekommen.

Leider hatte sich der Mann für ihn sehr ungünstig postiert: direkt am Außenauflauf zur Brücke. Er konnte die Brücke nur entern, wenn er den Mann ausschaltete.

Dr. Ritter spielte auch mit dem Gedanken, über die Reling ins Wasser zu springen, das wiederum traute er sich nicht. Er hatte Angst davor, einfach in die Dunkelheit hinauszuspringen.

So entschied er sich für den einmal eingeschlagenen Weg. Die Zange hatte er schon auseinandergedrückt. Beide Griffe standen fast im rechten Winkel zueinander, und das eine Zangenende sollte noch in Dr. Ritters Plänen eine entscheidende Rolle spielen.

Der Kerl merkte nichts. Er schaute noch immer in die entgegengesetzte Richtung - und zuckte plötzlich zusammen, als er einen Druck im Rücken spürte und die Stimme eines Mannes vernahm, den er nicht sah: „Keine Bewegung, sonst drücke ich ab...“

Auch Alfred hatte alles auf eine Karte gesetzt. Nicht umsonst hatte er einmal zu den gefragtesten Stuntmen gehört, die der Film zu bieten hatte. Keine Szene war ihm waghalsig genug gewesen, und solches Können verlernte man einfach nicht.

In Absprache mit van Dool war Alfred den einfachsten, wenn auch gefährlichsten Weg gegangen. An der Trosse, die das Schiff mit der Mole verband, hangelte er sich auf den Kahn zu.

Van Dool hatte ihm noch Schutzhandschuhe besorgt, damit er sich nicht die Haut in Fetzen riß.

Man hatte stillen Alarm gegeben. Niemand merkte etwas davon, daß die *Santa Lucia* sowohl von der Wasser- als auch von der Landseite bereits eingekreist war. Die Überraschung sollte perfekt gelingen.

Alfred hatte sich viel vorgenommen. Seine Hände umspannten die Trosse, während er sich gleichzeitig mit den

Beinen daran abstützte. Er hing völlig ungeschützt über dem Wasser. Wenn sie ihn jetzt erwischten, konnten sie ihn abschießen wie einen Hasen.

Es ging alles gut.

Da die Trosse sehr stramm gespannt war, bewegte sie sich auch kaum. Sie lief in einer leichten Steigung der Bordwand entgegen.

Unter Alfred gluckerte dunkel das Hafenwasser. Falls er jetzt abrutschte, würde er wenigstens nur in die Brühe fallen und nicht auf die Mole. Jetzt kam es ihm zugute, daß er sich immer körperlich fit hielt. Im Schloßkeller hatte er sich einen Trainingsraum mit den neusten Fitneßgeräten eingerichtet.

Schaffte er es?

Allmählich wurden seine Arme müde. Die Muskeln schmerzten in den Beinen und Armen. Sein Gesicht zeigte einen verbissenen Ausdruck. Manchmal hatte er das Gefühl, als wollten die Schatten der in der Nähe stehenden Kranarme gleich nach ihm greifen und ihn von der Trosse wegpflücken.

Geschafft!

Die Bordwand war zum Greifen nahe. Noch an der Trosse hängend, drehte Alfred sich und bekam Halt an der Reling.

Auch mit dem rechten Fuß fand er einen einigermaßen festen Stand, so daß er sich fast mit einer gewissen Leichtigkeit über die Reling an Deck schwingen konnte, wo er zunächst auf den Planken liegenblieb und sich ausruhte.

Einen festen Plan hatte sich Alfred noch nicht gemacht. Er wollte Dr. Ritter finden, sicher, doch ein Kahn wie dieser bot zahlreiche Verstecke. Ihn zu durchsuchen, würde einen ganzen Tag in Anspruch nehmen, und soviel Zeit hatte Alfred nicht. Außerdem würde der Frachter bald ablegen.

Ein Blick auf die Uhr zeigte ihm, daß Mitternacht schon vorbei war. Er richtete sich auf und rechnete nach. Ihm blieb

nicht einmal eine Viertelstunde, bis zu dem Zeitpunkt, wo die Polizei eingreifen wollte. Alfred zog ein Walkietalkie aus der Tasche und drückte auf die Ruftaste.

Van Dool würde das Signal empfangen. Er meldete sich auch sofort. Alfred gab mit flüsternder, aber verständlicher Stimme seinen Standort durch.

Er steckte das Gerät weg und machte sich auf die Suche. Fast so hoch wie von einem Turm schimmerte über ihm das Licht der Brücke. Genau sie nahm er ins Visier...

Der Mann war so geschockt, daß er nicht einmal mehr die Zigarette halten konnte. Sie rutschte ihm aus den Fingern und landete funkensprühend auf den Planken.

Dr. Ritter wußte, daß die Wirkung seines Bluffs bald verpufft sein würde, deshalb mußte er sich beeilen.

„Wer befindet sich alles auf der Brücke?“ fragte er auf deutsch und wollte die Frage gerade in einer anderen Sprache wiederholen, als der Mann antwortete:

„Der Kapitän.“

„Und wer noch?“

„Der Steuermann, Offiziere.“

„Wieviele sind es?“

„Keine Ahnung.“

„Reden Sie schon, sonst drücke ich ab!“ zischte der Wissenschaftler. Er hoffte, seiner Stimme einen genügend drohenden Klang gegeben zu haben.

Der Mann vor ihm bekam das große Hosenflattern. Der Druck im Rücken schien ihm nicht zu gefallen. „Vier, glaube ich.“

„Gut, und wo befindet sich die andere Besatzung?“

„Wer nicht Wache hat, ist unter Deck.“

„Sehr brav!“ lobte Dr. Ritter den Mann. „Es klappt ja alles wunderbar.“

„Na und?“

„Sie können sich umdrehen!“

Das tat der Mann auch. Von Dr. Ritter sah er nicht viel. Nur eine Faust, die blitzschnell vor seinem Gesicht erschien und ihn dermaßen gezielt erwischte, daß er gegen die Aufbauten der Brücke geschleudert wurde und dort weiche Knie bekam.

Er sackte förmlich zusammen und blieb regungslos liegen.

Dr. Ritter war zufrieden. Manchmal tat es auch einem Wissenschaftler gut, wenn er nebenbei noch etwas anderes gelernt hatte. Der Weg zur Brücke war frei. •

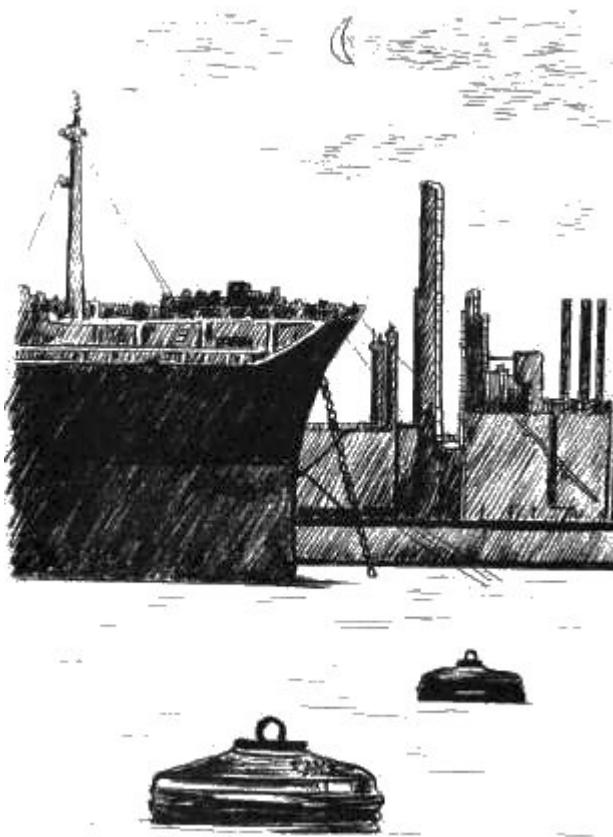
Dr. Ritter wußte genau, in welch eine Gefahr er sich begab. Er durchsuchte die bewußtlose Gestalt und fand eine Pistole. Zwar haßte er Schußwaffen, in diesem Fall allerdings konnte sie zu einem harten Argument werden.

Noch immer hatte ihn niemand entdeckt. Mittlerweile war Peter Ritter über die Eisenleiter hochgeklettert. Er sah die schmalen, silbrigen Arme der Antennen, die vom Dach der Brücke in die Höhe ragten. Dazwischen stand das Radargerät wie ein halbrundes, altes Segel aus Metall.

Ein rascher Blick durch die große Scheibe zeigte Dr. Ritter, daß ihm von den Personen auf der Brücke keine unmittelbare Gefahr drohte. Sie wandten ihm allesamt den Rücken zu.

Die Tür war nicht verschlossen. Er zog sie mit einem Ruck auf, sprang über die Schwelle, die Beutewaffe hatte er längst gezogen, und sagte mit hart klingender Stimme: „Guten Abend, meine Herren...“

Das also war die *Santa Lucia*. Dort wurde sein Vater festgehalten. Als Randy daran dachte, krampfte sich seine Hand noch fester um das Geländer der Reling.



Es war ja nicht das erste Mal, daß man seinen Vater entführt hatte. Randy war ihm damals sogar bis in die Schweiz nachgereist, wo eine gigantische Erpressung ablaufen sollte. An die Hetzjagd dort durch den Tunnel erinnerte er sich noch sehr deutlich. Dieses gefährliche Abenteuer würde er nie in seinem Leben vergessen. Zum Glück war es glimpflich abgelaufen.*

Wie würde dieser Fall hier enden?

Jemand trat leise neben ihn. Er spürte Elas warmen Atem über

* Siehe Schloß-Trio, Band 7 und 8

seinen Nacken streichen. Sie lehnte sich an ihn. „Keine Sorge, Randy, das schaffen wir schon.“

„Meinst du?“

„Klar doch.“ Sie legte ihr Hand auf seine Rechte.

Randy bewegte den Kopf. Er nickte zu dem Frachter an der Mole hinüber. Im Vergleich mit diesem Riesen wirkte das Polizeiboot wie eine Nußschale.

„Jedenfalls kommen sie nicht mehr weg“, sagte Ela. „Das ist doch auch schon etwas.“

„Stimmt schon. Ich habe nur Angst davor, daß sie vielleicht durchdrehen, wenn plötzlich die Schweinwerferstrahlen auf sie gerichtet sind. Das sind Gangster, denen trae ich alles zu.“

„Wir kriegen sie, Randy.“

„Aber nicht die, die hinter ihnen stehen, die wahren Verbrecher. Die bleiben immer im Hintergrund.“

„Kann schon sein.“

„Das macht mich eben sauer.“

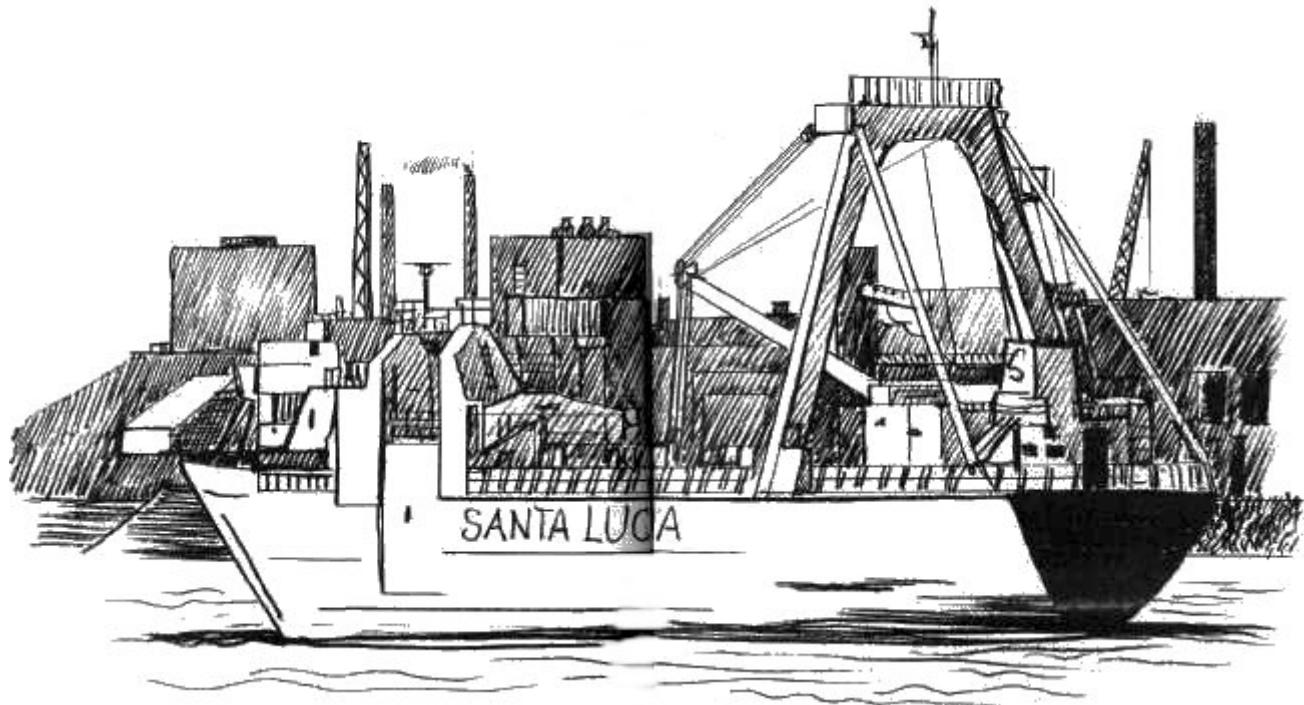
Ela schwieg. Turbo stand von den beiden ein Stück entfernt. Auch er schaute hinüber zur *Santa Lucia*, an die sich das Einsatzboot der Polizei immer näher heranschob.

Noch waren sie nicht entdeckt worden. Auf dem Boot ging es sehr ruhig zu. Man verständigte sich mit den anderen Einsatzbooten und den Kräften an Land nur über Sprechfunk. Noch einmal wurden die Zeiten durchgecheckt.

Dann trat van Dool aus dem Kommandostand. Er lächelte den beiden zu. „Ich habe Kontakt mit Alfred gehabt.“

„Und?“ fragte Ela. „Hat er es geschafft?“

Van Dool lächelte. „Ja, er hat es geschafft. Er ist tatsächlich an Bord. Kompliment.“



„Was ist denn mit meinem Vater?“ wollte Randy wissen.

„Das wissen wir noch nicht. Ich bin sicher, daß Alfred ihn heraushaut. Und wenn er es nicht schafft, dann wir.“

Turbo war auch zu ihnen gekommen. „Wann, Herr van Dool, soll der Einsatz laufen?“

Der Niederländer schaute auf die Uhr. „In genau fünf Minuten geht es los.“ Er lachte leise. „Ihr werdet euch wundern, wie hell es plötzlich sein wird. Und noch eines möchte ich euch sagen. Es ist durchaus möglich, daß sich die Besatzung nicht widerstandslos ergibt. Ihr wißt, was ich damit meine?“

„Wird geschossen?“ fragte Ela.

„Das kann ich nicht ausschließen. Sollte dies passieren, dann heißt es für euch, in Deckung gehen. Ich habe sowieso ein schlechtes Gewissen, daß ich euch mitgenommen habe.“

„Wir waren von Beginn an dabei“, sagte Turbo.

„Deshalb ja.“ Er lächelte knapp. „Dann wollen wir uns gegenseitig viel Glück wünschen.“

„Das können wir brauchen.“

Sie schauten van Dool nach, wie er über das Deck ging und im Kommandostand verschwand.

„Eigentlich ist er nett“, sagte Ela.

„Wie kommst du darauf?“

„Na ja, Turbo. Du weißt doch, die Leute vom Geheimdienst sind doch immer finstere Typen.“

„In den Filmen.“

Randy beteiligte sich nicht an der Unterhaltung. Je mehr sich der Zeitpunkt des Einsatzes näherte, um so nervöser wurde er. Manchmal wünschte er sich, Eltern zu haben, bei denen der Vater einem normalen Beruf nachging, der ihn nicht dauernd irgendwelchen Gefahren aussetzte.

Das Geräusch der Motoren war kaum zu hören. Nicht mehr

als ein leises Tuckern erreichte ihre Ohren. Weich schnitt das Boot durch die Wellen, über die hin und wieder ein Lichtstrahl fiel, der den Schaum auf den Kämmen sichtbar werden ließ.

Der Steuermann hatte den Kurs geändert. Sie fuhren jetzt parallel zur *Santa Lucia*, die von den Wellenbewegungen hier im Hafen kaum etwas mitbekam.

Randy drehte sich um. Ela und Turbo standen dicht hinter ihm. Der Junge aus Japan nickte. „Noch eine halbe Minute“, sagte er.

„Himmel!“ flüsterte Ela, „ist das ein Streß.“

„Du wirst ihn überstehen.“

„Ich weiß nicht, wo du deine Ruhe hernimmst, Turbo.“

„Ha, ha, ich bin Asiate und kein Europäer. In mir steckt noch Tradition.“

„Ja, das sieht man.“

„Wieso?“

„Hört auf“, sagte Randy. „Jetzt, jetzt muß es...“

Er konnte den Satz nicht mehr beenden, denn plötzlich hatten die Freunde das Gefühl, inmitten einer gespenstischen Filmkulisse zu stehen.

Von allen Seiten jagten breite, helle Scheinwerfer auf die *Santa Lucia* zu. Sie hüllten das Schiff wie in einen gleißenden Mantel aus Licht, sie rissen die Aufbauten aus der Finsternis und hoben die Gerüste der Kräne und Ladebäume als kahle skelettartige Szenerie gegen den nachtgrauen Hintergrund ab.

Den drei Freunden kam es vor, als wäre alles plötzlich ins Gigantische gewachsen. Sie kamen sich ungemein klein vor, wie Ameisen vor einem Elefanten, der in Wirklichkeit aber das Schiff war, dessen Name *Santa Lucia* am Bug leuchtete.

Sekundenlang schien die ganze Umgebung wie erstarrt. Dann dröhnte es aus zahlreichen Lautsprechern und Megaphonen hervor. Knallhart peitschten die Echos der Befehle über das

Wasser hinweg und auf das am Kai liegende Schiff zu.

„Achtung! Hier spricht die Polizei. Dieser Befehl gilt nur der Besatzung der *Santa Lucia*. Geben Sie auf. Jeder Widerstand ist zwecklos! Achtung, hier spricht die Polizei...“

Die Sätze wurden in englisch und deutsch wiederholt. Die Freunde an Bord der Polizeibarkasse hörten kaum mehr hin. Sie hatte nur Augen für die *Santa Lucia* und suchten nach einer Bewegung an Deck. Vor allen Dingen wollten sie sehen, ob sich Dr. Ritter dort befand, denn die Besatzung war durch das Licht und die Befehle so aufgeschreckt worden, daß die Leute wie aufgescheuchte Hühner über das breite Deck rannten und nicht wußten, was sie tun sollten.

Zum Glück fielen keine Schüsse. Zwei Polizeiboote legten bereits an der *Santa Lucia* an. Über Außenleitern enterten die Beamten das Schiff.

„Warum fahren wir denn nicht hin?“ keuchte Randy, der nur an seinen Vater dachte.

„Keine Sorge!“ hörte er van Dools Stimme. „Wir werden den Kahn auch noch entern.“

Die Worte waren kaum ausgesprochen, als sich die Polizeibarkasse auf die *Santa Lucia* zubewegte...

Dr. Peter Ritter hatte trotz des Ernstes der Lage Mühe, ein Lachen zu verbeißen. Selten zuvor in seinem Leben hatte er derart überraschte Gesichter gesehen.

Die Männer starrten ihn an, als wäre er wie ein Komet vom Himmel gefallen.

Als erster fand der Kapitän die Sprache wieder. „Sie?“ keuchte er nur und schüttelte den Kopf.

„Ja, ich, nicht mein Geist.“

„Wo kommen Sie denn her?“

„Wie Kai aus der Kiste.“

Neben dem Kapitän stand der Steuermann. Es war ein Kerl breit wie ein Kleiderschrank. „Ist das der Eierkopf, Käpt'n?" quetschte er hervor.

„Genau, das ist er."

Der Steuermann verzog sein von einer Narbe entstelltes Gesicht in die Breite. „Hör mal zu, du komischer Knacker. Kannst du mit dem Engelmacher überhaupt umgehen?"

„Meinen Sie die Pistole?"

„Was sonst."

„Wollen Sie es bewiesen haben?" fragte Dr. Ritter kalt.

Der Steuermann grinste noch breiter. „Und ob ich das bewiesen haben will." Er rollte die Schultern vor wie ein Catcher, der am Beginn des Kampfes auf seinen Gegner zugeht. „Ich werde dir jetzt die Kanone abnehmen und dir eins auf den Hut geben. Ich bin bekannt für meinen nassen Hut, Eierkopf."

„Sie können es versuchen!"

„Ja, das kannst du wirklich, du Gorilla", meldete sich eine zweite Männerstimme. Wie ein Schatten war Alfred durch die Tür gehuscht und baute sich neben Dr. Ritter auf.

„Al..." Dr. Ritter verschluckte sich vor Überraschung an seinen eigenen Worten. „Wo kommst du denn her?"

„Später, Chef."

Der Steuermann blickte ziemlich verdutzt, ebenso wie der Kapitän und die anderen Offiziere. Aber der Kleiderschrank hatte Humor: „Ich glaube, hier muß ein Nest sein", flüsterte er.

„Ein sehr großes sogar, du Gorilla. Ein Nest mit vielen Überraschungen, die Uniformen tragen."

„Wieso?"

„Die *Santa Lucia* ist umgestellt!" erklärte Alfred. „Polizisten warten auf den Einsatz, der wird gleich anlaufen und..."

Es kam wie der Blitz aus heiterem Himmel. Taghell wurde es,

und die harten, mikrofonverstärkten Stimmen waren bis in die letzten Winkel der Laderäume zu hören.

„Na?“ fragte Alfred. „Immer noch Lust, hier den großen Macker zu spielen?“

Die Augen der Offiziere richteten sich auf den Kapitän. Der Mann wußte, daß es jetzt auf ihn ankam. „Wenn ich das so sehe, muß ich eingestehen, daß wir uns ergeben sollten.“

„Sehr richtig“, sagte Alfred. „Die wahre Größe eines Mannes zeigte sich erst in der Niederlage.“

Das wollte der Steuermann nicht einsehen. Er heulte vor Wut los und hätte sich am liebsten selbst irgendwohin gebissen. Noch als sie ihn abführten, tobte er wie wild.

Alfred aber nickte Dr. Ritter zu. „Das war doch mal wieder was, oder, Chef?“

„Alfred, ich bedanke mich, aber ich traue dir nicht.“

„Wieso?“

„Ich kenne dich. Du hast noch was in der Hinterhand.“

„Sicher, Chef, sicher.“

„Und was?“

„Das werden Sie gleich an Deck erleben. Es gibt da welche, die sich unheimlich auf Sie freuen...“

Das Schloß-Trio war an Deck geklettert, wo die Polizisten dabei waren, die Besatzung zusammenzutreiben. Die Leute waren durch die Hektik an Bord völlig konfus.

„Wo ist mein Vater?“ Randy schüttelte den Kopf. Er wollte nicht mehr weitergehen.

„Suchst du mich, Junge?“

Randy fuhr herum. Er ging dabei einen Schritt zur Seite und geriet dadurch direkt in den Lichtkegel eines Scheinwerfers. So stark ausgeleuchtet, konnte man wie bei einer Zeitlupenaufnahme genau erkennen, wie sich sein Gesicht

veränderte, er den Mund aufriß und die Augen sich vor Überraschung weiteten. Der Junge zitterte und warf sich dann mit einem gewaltigen Sprung in die Arme seines Vaters.

Dr. Ritter und sein Sohn führten einen regelrechten Freudentanz auf, an dem sich später auch Ela und Turbo beteiligten.



An ihnen vorbei wurden die erschöpften Kollegen des Wissenschaftlers geführt, die inzwischen auch gefunden worden waren. Sie brauchten nun ebenfalls die Reise in den Orient nicht anzutreten.

Dort hatte ein Staat sehr hoch gepokert und verloren, wobei drei Freunde, die zusammenhielten wie Pech und Schwefel, einen Großteil dazu beigetragen hatten.

„Meine Güte...“ Dr. Ritter konnte es nicht fassen und schüttelte immer wieder den Kopf. „Wie ist das möglich? Wie habt ihr mich überhaupt gefunden, Kinder?“

Ela war gleich mit der Antwort zur Hand: „Das war eine unserer leichtesten Übungen, Herr Ritter“, stapelte sie tief und grinste dabei.

„So, wie leicht denn?“

„Vati, es ist eine lange Geschichte.“

„Aber keine unendliche“, fügte Turbo hinzu.

„Und ich, Chef...“ aus dem Hintergrund kam Alfred heran, „war daran auch nicht ganz schuldlos.“

„Ja, Alfred, das habe ich mir denken können.“ Dr. Ritter lachte. „Trotzdem, ich muß mich bei allen bedanken. Nur eine Frage habe ich noch, Randy. Was sagt eigentlich Mutter dazu?“

Randy drückste herum. „Sie... ehrlich, Vati, sie weiß gar nichts davon.“

„Stimmt das?“

Die anderen nickten.

„Dann könnt ihr jetzt auch mal gemeinsam nach einer plausiblen Ausrede suchen, sonst stehen euch acht bis neun Wochen Küchendienst bevor...“